

Gute Gesellschaft.

Gute Gesellschaft.

Roman

von

Rudolph Lindau.

Band II.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1879.



XIII.

Der Winter nahte seinem Ende; der Carneval war vorüber; man hatte aufgehört, bei den d'Eltangs zu tanzen, und die beliebten „Donnerstage" der Baronin, an denen sich die junge elegante Welt so gut amüsirt hatte, waren seit Beginn der Fastenzeit in Soirées musicales umgewandelt worden, welche den vergnügungssüchtigen Gästen des Hôtel d'Eltang eine ehrfurchtsvolle Scheu einflößten. Der erste „musikalische Donnerstag" war noch leidlich besucht gewesen; aber zu den folgenden hatten sich nur Verwandte und intime Freunde eingefunden; und die großen prächtigen Salons sahen nun ziemlich öde und kalt aus. — Der Baron spottete darüber, und die Baronin war verstimmt.

„Da hätten wir uns viel Mühe und Geld sparen können," sagte Herr d'Eltang, sich vergnüglich die dürren Hände reibend; „denn Du wirst mir zugeben, daß, trotz aller großen und kleinen Diners, Thés dansants und Bälle, Deine liebe Tochter Anna und Deine liebe Nichte Bertha nicht nur noch vollständig ledig sind, sondern sich auch keineswegs über einen allzugroßen Andrang von Heirathsanträgen zu beklagen gehabt

haben. — Der Koch ist mit vollem Rechte stolz auf seinen Winterfeldzug. Er hat tapfer gearbeitet und große Erfolge errungen. — Es ist auffallend, wie wenig siegesfroh Ihr Damen aussehet: Du und Deine Schwester, Anna und Bertha."

Die Baronin würdigte diese und ähnliche Glossen keiner Antwort; aber der Baron hatte Recht: sie war niedergeschlagen. Daß Anna sich nicht verlobt oder verheirathet hatte, kümmerte sie nicht allzusehr. Die Kleine war noch so jung. Sie war, mit ihrem Vermögen und bei ihrer Schönheit, sicher, früher oder später, sobald sie es nur ernstlich wollte, eine gute Partie zu machen. — Was der Baronin das Mutterherz schwer machte, war die Traurigkeit ihrer beiden Töchter und der Umstand, daß sie die bedenklichen Ursachen dieser Traurigkeit genau kannte.

Zu Anfang des Winters hatte Frau d'Eltang annehmen dürfen, daß Graf Illien sich um die Hand ihrer jüngsten Tochter bewerben werde. Sie hatte mit großer Sorgfalt Erkundigungen über die Verhältnisse des jungen Mannes eingezogen, und das Ergebniß derselben war befriedigend ausgefallen. René Lemercier, der Alles wußte, was auf den Boulevards, in den Salons und Clubs und hinter den Coulissen der meisten Theater vorging, und der sich, wie dies die Baronin erwartet hatte, als zuversichtlich bewährt hatte, sobald sie in ihrer Eigenschaft als Tante an ihn appellirt, hatte mit ruhiger Autorität von Illien gesagt: „Er ist sicher."

Aber der „sichere" junge Russe war seltener und seltener im Salon der Baronin geworden und als diese sich von

Neuem bei René über ihn erkundigt, da hatte der Neffe sich das Kinn gestreichelt, den Mund gespitzt, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, verschmitzt gelächelt und endlich geantwortet: „Man amüsirt sich eben."

Die Baronin d'Eltang war nicht prüde, und Lemercier wußte, daß man mit ihr ein „vernünftiges" Wort reden konnte.

„Womit amüsirt sich Graf Illien?" hatte die Baronin gefragt; und René hatte diese Frage ausführlich beantwortet. —

Die Baronin erfuhr an jenem Abend, daß der junge Graf Illien sich in eine sehr schöne Frau zweifelhaften Rufes, Namens Bianca Alzati verliebt habe, und daß er, René, Grund habe anzunehmen, daß man der genannten Dame allein es zu danken habe, wenn sie sich nicht heute bereits Gräfin Illien nenne.

„Diese Russen sind eigenthümliche Leute," meinte Lemercier. „Ich habe darunter Männer gekannt, die des Teufels Großmutter Hand und Herz angeboten haben würden, wenn sie sich in diese alte Dame verliebt hätten. Sie sind, wenn es sich um Weiber handelt, unberechenbar; denn sie kennen keine Vorurtheile und sind von einer unerschrockenen Rücksichtslosigkeit, wie man sie bei Franzosen doch nur äußerst selten findet. — Ich bin ganz zufälligerweise über den vorliegenden Fall besonders gut unterrichtet und stehe nicht an, Ihnen, liebe Tante, anzuvertrauen, was ich in Erfahrung gebracht habe. Sir Richard Harvey, auf dessen Wohlwollen ich ganz besonderen Werth lege, und der dies weiß, suchte mich neulich

auf und zeigte mir einen Brief des Grafen Woikoff, worin dieser seinen Freund Harvey bat, Illien nach Petersburg zurückzuexpediren, da der junge Mann sich in Paris zu gut zu amüsiren scheine und da er, der Onkel, durch seinen Gesundheitszustand verhindert sei, Rußland in diesem Augenblick zu verlassen. Sir Richard klagte bitterlich über die Starrköpfigkeit des ihm empfohlenen jungen Mannes. Vergeblich habe er ihm mit Entziehung der Geldunterstützung des Onkels, ja sogar mit Enterbung gedroht. Illien habe darüber nur spöttisch gelächelt. Er habe ihn sodann gebeten, seinem alten, guten Onkel keinen Kummer zu machen. — Darauf sei Illien zwar weich geworden, aber von Gehorchen und Nachgeben sei nicht die Rede gewesen. Illien habe erklärt, er liebe Frau Bianca Alzati und er könne unmöglich daran denken, sein Glück anderswo als bei ihr zu suchen. — Der Baronet brachte darauf mit einiger Verlegenheit die Bitte hervor, ich möchte, da ich ja doch mit der genannten Dame gut bekannt sei, ihr meine Aufwartung machen und sie durch irgend welche Mittel, etwa durch Anerbieten einer hübschen Geldentschädigung, zu bewegen suchen, den eingefangenen Illien aus ihren Banden zu entlassen.

„Derartige Missionen gefallen mir," erzählte René weiter, „auch hatte ich persönliche Gründe, die hier nicht in Betracht kommen, und die es mir erwünscht machten, Aufklärung über die Absichten der Signora Alzati zu erlangen. Ich erklärte mich deshalb gern bereit, dem Baron den verlangten Dienst zu leisten. Ich bat die Dame, damit die Sache einen etwas feierlichen Anstrich bekomme, schriftlich um ein Rendez-vous

und trug ihr, als ich sie bald darauf sah, in kurzen Worten vor, daß sie in mir den Abgesandten der Familie des Grafen Illien erblicke.“ Lemercier hielt einen Augenblick inne und rieb sich langsam die Hände.

„Ich habe einige diplomatische Erfolge in meinem Leben gehabt,“ fuhr er darauf behaglich fort; „und schäme mich deshalb nicht zu gestehen, daß ich diesmal eine vollständige Niederlage erlitten habe. Signora Bianca Alzati ist entweder die vollkommenste Schauspielerin, oder sie ist — abgesehen von einigen Eigenthümlichkeiten, die sie leider verhindern, daß man sie als wünschenswerthe Partie für einen Freund bezeichnen könne — eine äußerst brave und achtbare Person. Sie ließ mich gar nicht dazu kommen, ihr einen Vorschlag zu machen. Nachdem sie gesprochen, fehlte mir der Muth, auch nur durchblicken zu lassen, daß ich beabsichtigt hatte, ihr eine Geldsumme anzubieten. Sie sagte mir, sie sei stolz, dem Grafen Illien Liebe einzuflößen, denn er sei ein edler Mensch; aber sie wisse, daß er große Opfer bringen, seiner Familie und seinen Freunden entsagen müsse, wenn er sich mit ihr verheirathen wolle, und sie habe seinen Antrag aus diesen Gründen abgewiesen. — Ich schaltete ein, daß Illien nicht reich sei, und sein Onkel ihn enterben werde, wenn er sich ohne seine Zustimmung verheirathe. Da leuchteten ihre Augen auf — sie hat merkwürdig schöne Augen — und sie sagte wie aus innigster Seele: „das wäre ein großes Glück für mich . . . und hoffentlich für ihn“ — Wie gesagt, liebe Tante, die italienische Dame ist eine perfecte Komödiantin oder eine Frau von seltener Uneigennützigkeit. Ich bekenne ganz offen,

obschon ich fürchten muß, dadurch in Ihrer Achtung als Menschenkenner zu sinken, daß ich Frau Alzati für eine edle Frau halte, und ich füge hinzu, daß, wenn sie schließlich den Bitten des jungen Russen nachgeben sollte, dieser am Ende kein so schlechtes Geschäft machen würde, wie seine Freunde augenblicklich annehmen."

Die Baronin hatte keine große Anstrengung zu machen, um auf den Grafen Illien als zukünftigen Schwiegersohn zu verzichten; aber es bekümmerte sie, ihre Tochter schwermüthig zu sehen.

„Unterhalte Dich mit Anna," sagte sie zu René. „Ich weiß nicht, was dem Kinde fehlt. Sie sieht ganz elend aus. Heitere sie etwas auf."

René war gern bereit, seiner Tante gefällig zu sein, und setzte sich zu dem jungen Mädchen. Die Baronin betrachtete die Beiden einige Minuten. —„ Ein guter und anständiger Mensch," sagte sie vor sich hin. „Schade, daß er so nahe mit Anna verwandt ist, und diese sich so wenig aus ihm macht. Polnische und russische Grafen sind liebenswürdig und unzuverlässig," fügte sie hinzu, indem sie, ohne daran zu denken, einen Ausspruch des „lieben Gaston" wiederholte. „Da lobe ich mir einen Franzosen, dessen Sippschaft man kennt und auf dessen Tact man sich verlassen kann."

Dann wanderten ihre Augen nach einem andern Ende des Salons und dort erblickte sie ihre älteste Tochter. — Diese, ihr Liebling, verursachte ihr seit mehreren Wochen tiefen Kummer und Gram. Marie sah elend aus, sie war der „schönen Baronin", die noch zu Anfang des Winters in

vielen Salons gefeiert worden war, sehr unähnlich geworden. Ihre schwarzen tiefliegenden Augen blickten matt und müde und wanderten gleichgültig von einem Gegenstand zum andern.

Seit dem Abend, an dem Frau von Vieuville sich das Perlencollier von ihrer Mutter geholt hatte, war diese nicht wieder zur Ruhe gekommen. Sie hatte, gleich nachdem Marie sie verlassen, ihre unverzeihliche Schwäche bereut. Marie hatte sie an jenem Abend angefleht, ihr zu helfen; sie hatte gesagt, ihr Leben, ihr Glück hinge davon ab, fünfzigtausend Franken sofort zu erhalten, und die arme Mutter hatte, als sie ihr Kind weinen sah, nur daran gedacht seine Thränen zu trocknen. Sie war eine schnell entschlossene Frau, die niemals um Rath fragte, und sie hatte Marie gegenüber, ohne viel zu überlegen, das gethan, was das schwache Mutterherz ihr anrieth. Aber bald nachher hatte sie daran gedacht, daß sie sich nun zur Mitschuldigen ihrer Tochter gemacht hatte. Sie schämte sich darüber vor sich selbst. Sie war ihrer Familie stets ein Vorbild strenger Zucht und Sitte gewesen; und jetzt hatte sie durch ihre Handlung den Fehler ihres Kindes gewissermaßen gebilligt. — Sie war am nächsten Morgen zu Marie gegangen, um das Halsband zurückzuverlangen; aber zu spät gekommen. Marie, die noch immer sehr aufgeregt gewesen war, hatte ihrer Mutter halbes Vertrauen geschenkt. Diese, eine lebenserfahrene Frau, hatte darauf das Uebrige geahnt. Sie zweifelte seit Wochen nicht mehr daran, daß Olivier Tressan sich von ihrer Tochter Geld zu verschaffen gesucht, und daß diese ihm das Halsband gegeben habe.

Vor zwei Tagen, am Dienstag, war sie jedoch in dieser Beziehung wieder unsicher geworden. Tressan hatte den Muth gehabt, um die Hand ihrer Tochter Anna anzuhalten. Sie hatte ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen, nicht nur weil sie vor dem Gedanken zurückschauderte, daß der Geliebte ihrer Tochter Marie der Gatte ihrer Tochter Anna werden könne, sondern weil die Erkundigungen, die sie über Tressan eingezogen, diesen in einem höchst unvortheilhaften Lichte gezeigt hatten. „Ein Spieler, der sich ruiniren wird, wenn er sich nicht schon zu Grunde gerichtet hat.“ Dies war das Verdict gewesen, das René vor einiger Zeit bereits unverhohlen gegeben, als die Baronin ihn auf sein Gewissen „als Neffe“ gefragt hatte, ob Tressan eine passende Partie für Anna sei.

Als Tressan am Dienstag Abend und, nachdem er von der Baronin eine abschlägige Antwort erhalten hatte, gegangen war, hatte sich Frau d'Eltang gesagt, daß sie sich doch wohl über die Beziehungen des jungen Mannes zu ihrer ältesten Tochter getäuscht haben müsse. Aber sie wollte Gewißheit haben und hatte deshalb Marie am Mittwoch Nachmittag zu sich beschieden.

„Denke Dir, liebes Kind,“ sagte die Baronin, als sie mit ihrer Tochter in einem kleinen, entlegenen Zimmer saß, wo sie sicher war, von Niemandem gehört zu werden, „man hat mir heute einen Antrag für Anna gemacht.“

„So?“ entgegnete Marie. „Hast Du ihn angenommen?“

„Nein!“ antwortete die Baronin. Sie schwieg einen Augenblick; aber Marie, die theilnahmlos dasaß, richtete keine neue Frage an sie.

„Nimm es mir nicht übel, liebe Marie,“ fuhr die Baronin darauf etwas gereizt fort, „wenn ich Dir sage, daß Du wirklich erstaunlich wenig Interesse an dem Schicksale Deiner Schwester zu nehmen scheinst. — Du fragst mich nicht einmal, wer sich um ihre Hand beworben hat?“

Marie erhob die müden Augen und blickte ihre Mutter mit unendlicher Traurigkeit an. „Ich weiß nicht, woher es kommt, Mutter,“ sagte sie, „ich interessire mich für gar nichts mehr .. Ich bin recht, recht müde ... recht müde, meine liebe, gute, liebe Mutter.“ — Und sie barg ihr abgehärmtes Antlitz in beiden Händen und begann leise zu weinen.

„Mein armes Kind,“ tröstete die Baronin, „was fehlt Dir? Vertraue Dich Deiner alten Mutter an. Habe ich Dich nicht unter meinem Herzen getragen; bist Du nicht mein Fleisch und Blut; liebe ich Dich nicht über Alles? Sprich, mein armes, krankes Kind, sprich!“

„Mutter,“ jammerte Marie; und nun barg sie ihr Haupt an deren Brust; „ich bin über alle Maßen unglücklich .. Mutter, Mutter, ich wollte, ich wäre todt!“

„Lästere nicht, meine Tochter,“ sagte die Baronin feierlich. „Gott verzeih' Dir Deine Sünden, mein armes Kind!“

Darauf saßen die Beiden eine Weile stumm einander gegenüber. Dann fragte Marie, ihre Thränen trocknend:

„Wer hat um Anna's Hand angehalten?“

„Herr Olivier Tressan.“

Marie saß einige Secunden vollständig regungslos da; dann erhob sie sich langsam todtenbleich, den Mund halb

geöffnet, die Augen starr, entsetzlich. Ein schwaches, schreckliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust, und sie fiel leblos zu Boden.

„Barmherziger Gott, was habe ich gethan!“ rief die Baronin. Sie beugte sich über die Ohnmächtige, hob die leichte Gestalt auf, als ob es die eines Kindes gewesen wäre und legte sie auf ein Ruhebett. Dann holte sie verschiedene Flacons aus ihrem Schlafzimmer, näßte die Schläfen der Kranken mit Eau de Cologne und hielt ihr mit zitternder Hand ein Fläschchen unter die Nase.

Marie kam langsam wieder zu sich. Das Bewußtsein ihres Elends hatte sie nicht verlassen; aber sie konnte es nun wieder tragen.

„Ich will nach Hause fahren,“ sagte sie fröstelnd. „Begleite mich, Mutter. Ich habe Furcht, allein zu sein.“

Die alte Baronin wollte ihre Tochter überreden, im Hôtel d'Eltang zu bleiben; aber Marie bestand darauf, nach Hause zu fahren. Ihre Mutter begleitete sie dorthin, legte sie zu Bett und kehrte schweren Herzens nach ihrer Wohnung zurück, nachdem sie dem Kammermädchen anempfohlen hatte, über ihre Herrin zu wachen und sie, die Baronin, rufen zu lassen, wenn Frau von Vieuville sich im Laufe der Nacht unwohler fühlen sollte.

Am nächsten, dem Donnerstag, Morgen war sie wieder zu früher Stunde bei ihrer Tochter. Diese sah noch immer angegriffen aus; aber sie erschien ruhig.

„Aengstige Dich nicht, liebe Mutter,“ sagte sie, „ich bin wieder wohl. Ich werde heute Abend zu Dir kommen. Bleibe nicht zu lange hier. Edmund würde sich darüber

wundern und beunruhigen . . . Der arme Edmund," setzte sie nach einer kurzen Pause mit einem eigenthümlichen, kindlichen Lächeln hinzu: „Der arme Edmund! . . Der hat mich lieb."

Und nun, wenige Stunden später saß Frau von Vieuville im Salon ihrer Mutter: bleich, ein Bild des Jammers; aber still lächelnd, freundlich, so oft einer der Anwesenden sich ihr näherte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Harvey setzte sich zu ihr: „Meine liebe Freundin, was fehlt Ihnen?"

„Nichts, als etwas Ruhe," antwortete sie sanft.

Sie sprach ganz leise und langsam. Es war etwas unheimlich Befremdendes in ihrer Sprache und Stimme. — Dem guten Baronet fiel es schmerzlich auf, wie sehr sie sich in den letzten Wochen verändert hatte.

„Sie sind immer mein Liebling gewesen," sagte er. „Das wissen Sie?"

Sie nickte freundlich, dankbar.

„Sie müssen mir sagen, was Ihnen das Herz schwer macht."

„Sie werden bald Alles erfahren," antwortete sie.

Dann erschien die Gräfin Daxat. Sie prangte wie immer in stolzer, mächtiger Schönheit; aber auch auf ihrer Stirn hatte sich Schwermuth gelagert. Sie wechselte nur wenige Worte mit Marie, winkte dann René Lemercier, den sie gewöhnlich vollständig ignorirt, an ihre Seite, und war bald darauf in eine eifrige Unterhaltung mit dem jungen Manne vertieft.

Bertha Lemercier ging süßlich lächelnd von einer Gruppe zur andern, und erst als es spät wurde und Tressan nicht erschienen war, überraschte sie ihre Mutter, indem sie plötzlich verdrießlich sagte:

„Laß uns nach Hause gehen! Es ist hier entsetzlich langweilig. Beobachte doch nur Tante d'Eltang und Marie und Anna! Wenn man nicht freundlichere Gesichter zeigen kann, so sollte man nicht fremde Leute zu sich in's Haus laden."

Frau Lemercier folgte ihrer Tochter ohne Widerrede. Bald nachdem sie gegangen war, verzogen sich auch die übrigen Gäste, und zu einer ungewöhnlich frühen Stunde war Alles still und dunkel im Hôtel d'Eltang.

XIV.

Die Gräfin Daxat legte sich, wie die meisten schönen Pariser Frauen gern früh zu Bett. Sie wußte, daß Nachtwachen in heißen, hellerleuchteten Sälen die glänzendsten Augen trübt und den besten Teint verdirbt, und ihre Schönheit war ihr unvergleichlich mehr werth als das Vergnügen, das sie an ihrer alltäglichen Gesellschaft fand. — Sie zeigte sich in vielen großen Soiréen; aber es genügte ihr, sich dort eine halbe Stunde lang bewundern zu lassen. Dann verschwand sie wieder, um entweder einen andren Salon durch ihre Erscheinung zu beglücken, oder um ruhig nach Hause zu fahren.

Nach dem letzten Empfangsabend bei den d'Eltangs, an dem sie sich so angelegentlich mit René Lemercier unterhalten,

hatte sie Letzteres gethan. Aber nun war es spät geworden, und sie ging noch immer rastlos in ihrem Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie vor einem Tische stehen, auf dem, neben einer eleganten Cassette, mehrere offene Briefe lagen. Sie nahm davon den einen oder den andern auf, durchflog einige Zeilen und setzte dann ihre unruhige Promenade fort.

Eine Kammerfrau mit verschlafenem Gesichte öffnete schüchtern die Thür und fragte, ob die „gnädige Frau" geklingelt habe.

„Sie können sich schlafen legen," antwortete die Gräfin kurz. Dann, als die Thür sich wieder geschlossen hatte, warf sie sich in einen Sessel, schob die Briefe neben sich und begann dieselben methodisch und aufmerksam zu lesen. — Es waren Briefe einer tief gekränkten Mutter und einer unglücklichen Schwester. Sie erzählten eine traurige Geschichte, über die nun bereits Jahre dahingegangen waren, ohne sie in Vergessenheit zu bringen, ohne die Scham und den Schmerz der ersten Stunden zu lindern. Sie sprachen von einem Fremden, der sich unter falschem Namen in ein ruhiges Haus eingeschlichen, die arglose Mutter bethört, die unschuldige Tochter verführt hatte, und der dann spurlos verschwunden war. Die Mutter hatte nicht gewagt, Nachforschungen nach ihm anzustellen, aus Furcht, die Schmach ihres Kindes dem Gespräch der Welt preiszugeben. Sie hatte auch nicht geklagt; aber der bittere, stumme Gram hatte sie verzehrt, und sie war daran gestorben.

Die Gräfin Daxat sah sinnend in das verglimmende Kaminfeuer. — Die sterbende Mutter hatte sie in ihrem letzten Briefe angefleht, der unglücklichen Verführten zu ver-

zeihen, sie in dem Hause in Paris, wo Niemand ihre Schmach kannte, in Gnaden aufzunehmen. Martha hatte geschrieben: „Komm, Du bist meine einzige Schwester; nie soll Dich ein Blick des Vorwurfs treffen, nie sollst Du ein Wort der Klage hören.“ — Der Brief war ihr von der Post zurückgeschickt worden, und sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ihre Schwester heimlich entflohen sei, Niemand wisse wohin. — Dann waren dunkle Gerüchte zu Martha's Ohren gedrungen. Man hatte ihre Schwester gesehen: hier, dort, in Pisa, in Florenz, in Mailand, in Neapel. An ihrer Seite war ein ältlicher Mann, dem sie anzugehören schien. — Was trieb sie? Wovon lebte sie? — In ihrer Angst und Unruhe hatte Martha sich an ihren Onkel, den Chef einer alten, stolzen Partrizierfamilie gewandt. Dieser hatte ihr einen Brief voll schwülstigen Pathos' geantwortet, den sie mit Thränen der Wuth zerknittert und zerrissen hatte: „Deine unwürdige Schwester hat das Wappen unsres Hauses befleckt, ihre Mutter getödtet. Ich kenne sie nicht mehr.“ — Die Liebe zur Schwester, zur Jugendgespielin hatte bei Martha noch lange gegen den Verdacht, daß Lätizia eine Verworfene sein könne, gekämpft; aber als Monate vergangen waren, ohne daß diese ein Lebenszeichen von sich gegeben — da hatte der Verdacht gesiegt, und Martha hatte ihre Schwester wie eine Verstorbene beweint und sie wie eine Unwürdige aus ihrem Gedächtniß zu verbannen gesucht. — Nach Jahr und Tag war ein Brief von der Verschollenen an sie gelangt: „Ich weiß, daß Du mich nie wiedersehen kannst,“ hatte Lätizia geschrieben, „und ich werde Deine

Blicke meiden; aber es drängt mich, in meinem dunkeln Elend, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe; Dich anzuflehen, meiner ohne Zorn zu gedenken. — Das Unglück hat sich an meine Fersen geheftet und verfolgt mich unerbittlich. Ich büße schwer für das, was ich gethan. Oh, verzeihe Du mir; und bete für mich an dem heiligen Abend, an dem Der geboren ist, der allen Sündern verziehen hat."

Der Brief ohne Poststempel, war an einem 23. December durch einen Unbekannten in das Haus der Gräfin gebracht worden. Martha hatte die Bitten ihrer Schwester gern erhört, und am folgenden Abend inbrünstig für die Verlorene gebetet; aber der Brief hatte ihren Verdacht, daß diese eine Gefallene sei, nur bestärkt. Unbeschreibliche Bitterkeit füllte ihr stolzes Herz. Sie haßte die elenden Kreaturen, zu denen sie ihre Schwester herabgesunken wähnte; — aber dieser wollte sie verzeihen: — weil die sterbende Mutter sie darum gebeten, weil sie die Verunglückte, trotz Allem, wie eine Schwester liebte.

In langen Zwischenräumen hatte Lätizia neue, stets geheimnißvolle Lebenszeichen gegeben, und in jedem Briefe ihr Flehen um Verzeihung erneuert. — Martha hätte ihr zurufen wollen: „Ich habe Dir längst verziehen; komm' in meine Arme!" — aber keiner der Briefe deutete an, wo eine Antwort die Schreiberin finden könne.

Viele Leute in der Pariser Gesellschaft wußten mit mehr oder weniger Genauigkeit, daß eine Schwester der Gräfin Daxat zu Grunde gegangen sei. Niemand kümmerte sich sonderlich darum, Niemand hatte jemals daran gedacht, oder

es gewagt, mit der Gräfin darüber zu sprechen. Man ist in großen Städten nachsichtig; wenn nicht aus Herzensgüte, so aus Klugheit oder Gleichgültigkeit. Als die Gräfin Daxat in Gegenwart Illien's ein so strenges Urtheil über eine Unglückliche gefällt und gesagt hatte, sie habe guten Grund, hart zu sein — da hatten Harvey und Tressan sie wohl verstanden. Es fiel diesen nicht ein, die Gräfin für die Schuld ihrer Schwester verantwortlich zu machen; doch war jene empfindlich, argwöhnisch, gereizt, sobald von verlorenen Frauen die Rede war; und ihre Freunde, die dies wußten und wohlerzogene Menschen waren, vermieden es, über diese Wesen und deren Treiben mit der Gräfin zu sprechen.

Bertha Lemercier kannte solche Rücksichten jedoch nicht, und aus ihrem Munde hatte Martha zum ersten Male den Namen der Signora Bianca Alzati aussprechen hören. Sie hatte Erkundigungen über diese Frau eingezogen; mit furchtsamer, argwöhnischer Schüchternheit und Unbeholfenheit zunächst; bis plötzlich der Verdacht in ihr wach geworden war, Bianca Alzati könne ihre verlorene Schwester sein. Da hatte sie keine Rücksichten mehr genommen und sich Gewißheit verschaffen wollen. René Lemercier hatte sie ihr gegeben, indem er die schöne Italienerin mit einer Fülle von Details beschrieben, die ihr, Martha, keinen Zweifel mehr lassen konnte: die Rivalin, die das Herz Illien's von ihr abgewandt hatte, war ihre Schwester.

Martha war rathlos. Eines nur stand unwiderruflich fest bei ihr: sie wollte die Liebe zu Illien aus ihrem Herzen reißen. — Sie hatte bitterlich geweint, als sie erfahren, er

liebe eine andere; sie hatte sich gehärmt und geschämt darüber, daß eine ehrlose Kreatur ihre Nebenbuhlerin sei; aber ihr schauderte vor dem Gedanken, ihrer Schwester die Liebe eines Mannes streitig machen zu wollen.

Es ist etwas Eigenthümliches, Tiefes, Unergründliches um die Liebe unter allernächsten Blutsverwandten. Sie ist nicht leidenschaftlich, leicht erregbar, gefällig, phantastisch, veränderlich, wie die Liebe zwischen Mann und Weib; sie kann jahrelang schlummern, sich selten oder nie äußern; sie ist mit übler Laune, mit gänzlichem Mangel an Zärtlichkeit oder Liebenswürdigkeit, ja mit Härte sogar vereinbar; — aber wo sie einmal lebt, da ist sie von einer, alle anderen Leidenschaften überwältigenden, unverwüstlichen, rücksichtslosen Urkraft. — Willenlos und ohne Kampf opferte ihr Martha die Liebe zu Illien. Aber sie fühlte deswegen keineswegs das Bedürfniß, ihre Schwester aufzusuchen, oder ihr zu beweisen, daß sie sie liebe. Sie verlangte keinen Dank für das unfreiwillig gebrachte Opfer; sie wußte, daß sie keinen dafür verdiente.

„Ich werde Paris verlassen,“ sagte sie vor sich hin. „Ich will Lätizia nie wiedersehen; ich hasse sie.“

Sie barg ihr Antlitz in ihre Hände und begann leise zu weinen. Sie fühlte sich elend, ohnmächtig. Sie war einsam, verlassen. Niemand liebte sie — sie liebte Niemanden; sie war allein auf der Welt, ganz allein . . .

Sei stand auf und holte aus der Cassette ein Medaillon, das auf dem Grunde derselben verborgen lag — das Bild ihrer Schwester. Sie betrachtete es lange, aufmerksam, stand sinnend da . . . Sie blickte auf einmal ängstlich nach der Uhr,

als fürchte sie, etwas Wichtiges zu versäumen. — Es war zwei Uhr Morgens: Sie klingelte heftig, ungeduldig, wiederholt, bis die Kammerfrau ihr verstörtes Gesicht zeigte.

„Lassen Sie sofort das Coupé anspannen,“ befahl sie.

Die Kammerfrau ließ sich den Befehl wiederholen und entfernte sich dann schnell; aber es dauerte lange, bis demselben Folge geleistet wurde, denn Alles schlief bereits im Hause. Nach einer Weile wurde es laut im Hofe: ein Wagen wurde aus der Remise gezogen; man hörte die klappernden Holzschuhe des Kutschers auf dem Steinpflaster, den schwerfälligen, langsamen Hufschlag des Pferdes, das sich träge aus dem warmen Stall ziehen ließ — und endlich, nach einer langen halben Stunde meldete ein Diener, der Wagen sei vorgefahren.

Martha, die sich einen weiten Pelzmantel über die bloßen Schultern geworfen hatte, eilte die Treppe hinunter und befahl nach dem Boulevard Haußmann zu fahren. René hatte ihr die Adresse der Frau Bianca Alzati gegeben.

Die Fahrt dauerte nicht lange, und die Gräfin kam während derselben gewissermaßen kaum zur Besinnung. Als sie jedoch an dem fremden Hause geklingelt hatte und sich, nachdem die Thür geöffnet war, in einem dunkeln, unbekannten Raume befand, da überkam sie ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl, und sie wäre am liebsten unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Aber daran war nicht mehr zu denken: an dem matterleuchteten Fenster der Portierloge zeigte sich ein barockes Gesicht, das des Concierge, mit einer weißen Schlafmütze; — und eine mürrische Stimme fragte: wer da sei?

„Wo wohnt Frau Alzati?“ entgegnete die Gräfin.

Der Portier hatte zu Neujahr ein sehr reiches Geschenk von „der Mietherin im ersten Stock“ erhalten, und war deshalb geneigt, deren Gäste mit seltener Zuvorkommenheit zu behandeln. Er hatte einen Wagen vor der Thür halten hören und sah nun eine vornehme Dame vor sich stehen; er antwortete deshalb ziemlich höflich:

„Eine Treppe, Thür rechts.“

Dann schloß er das kleine Fenster, an dem er die Unterhaltung mit dem späten Besuch geführt hatte, und Martha befand sich wieder allein. Sie hatte bei dem Schimmer, der aus der Portierloge drang, die Treppe erblickt und stieg diese, sich an der Rampe haltend, langsam, klopfenden Herzens hinauf. Auf dem Flur, den sie bald erreichte, war es dunkel. Sie tastete mit den Händen die Mauer entlang, bis sie eine Thür, und daneben eine Klingel fand. Sie zauderte wieder. Dann schellte sie: furchtsam, leise — keine Antwort. — Sie wartete eine gute Weile und klingelte wieder; diesmal stark. Sie erbebte vor dem hellen Ton der Glocke. Bald darauf hörte sie Fußtritte hinter der Thür und sah Licht durch das Schlüsselloch. Die Thür wurde geöffnet, und vor ihr stand ein Diener, der sie zuerst mißtrauisch musterte, dann, erstaunt eine Dame zu so ungewöhnlicher Stunde vor sich zu sehen, einen Schritt zurücktrat und den späten Gast fragend ansah.

„Ich wünsche Frau Alzati zu sprechen,“ sagte die Gräfin.

„Die gnädige Frau ist längst zu Bette gegangen“, antwortete der Diener.

„Lassen Sie sie wecken; ich muß sie sehen.“

Es war etwas in Martha's Stimme und Haltung, was keinen Widerspruch duldete. Der Diener ging stumm voran, führte die Gräfin in einen kleinen, heißen, mit Blumen angefüllten Salon, steckte die Lichte an, die auf dem Kamine standen, und sagte, er werde die Kammerfrau rufen. Dann verschwand er und ließ Martha allein.

Sie wartete lange. Sie sah sich in dem stillen Zimmer um, aber sie war zu erregt, um neugierig zu sein, um auch nur zu bemerken, was sie sah. Aber ein Gedanke kam ihr immer und immer wieder: „Hier wohnt Lätizia, meine Schwester — meine Schwester." Sie wiederholte die beiden Worte leise, aber hörbar. Es überrieselte sie dabei kalt.

Endlich erschien die Kammerfrau, eine Person besten Styls in ihrer Art, die sich wiederholen ließ, daß der späte Besuch ihrer Herrin gelte und die Dame höflich fragte, wen sie anzumelden die Ehre habe?

„Sagen Sie: Martha," antwortete die Gräfin.

Die Kammerfrau entfernte sich unhörbaren Schrittes und ließ die Thür hinter sich offen. Martha wartete wenige Secunden; dann folgte sie ihr. Sie durchschritt einen großen Salon, der durch die Laternen auf der Straße matt erleuchtet war und blieb in der Thür, die zu einem andern, kleinen Zimmer führte, stehen. An der andern Seite dieses Gemaches, ihr den Rücken kehrend, stand die Kammerfrau, in der einen Hand ein Licht haltend, mit der andern leise anklopfend, — Martha lauschte athemlos.

„Was giebt es?" fragte eine Stimme hinter der Thür.

Die Kammerfrau öffnete vorsichtig; aber in demselben

Augenblick war Martha neben ihr, schob sie bei Seite und trat vor ihr in das halbdunkle Schlafgemach.

„Lea! Lea!“ Es klang herzzerreißend; es kam aus tiefster Brust.

Die Gerufene stieß einen wilden Schrei aus, richtete sich im Bette empor und blickte verstört um sich.

Im nächsten Augenblick sah die Kammerfrau zwei Frauengestalten, die sich leidenschaftlich umschlungen hielten und hörte krampfhaftes Schluchzen und leises Weinen. Sie vernahm einige ihr unverständliche Worte in fremder Sprache; dann stellte sie das Licht auf einen Tisch und entfernte sich, die Thür geräuschlos hinter sich schließend.

Der Kutscher unten in der Straße wurde sehr bald ungeduldig; aber nachdem er eine kurze Zeit auf die „verrückte Herrschaft“ geschimpft hatte, hielt er es für das Zweckmäßigste, den großen Pelzkragen seines Rockes in die Höhe zu schlagen, seine Füße gut einzuwickeln und sich, unbesorgt um das fromme Pferd, der Ruhe zu überlassen. Es dauerte auch nicht lange, so war er fest eingeschlafen.

Die beiden Schwestern waren inzwischen ruhiger geworden. Martha hatte sich ihres Mantels entledigt und saß im Ballanzuge, mit entblößten Schultern, auf dem Bette ihrer Schwester. Diese, halb emporgerichtet, das goldige Haar zurückgeworfen, die großen Augen in Freude und Aufregung leuchtend, hielt ihre Schwester mit einem Arm umschlungen, während sie ihr mit der freien Hand liebkosend Stirn und Wange streichelte.

„Wie schön Du bist, Martha,“ sagte sie leise; und noch leiser setzte sie hinzu: . . „und wie gut!“

Martha hatte bis jetzt noch nicht gewagt, eine Frage über die Vergangenheit an ihre Schwester zu richten, hatte auch nicht das Bedürfniß gefühlt, dies zu thun. Sie lebte in der Gegenwart, glücklich in dem Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

„Weißt Du, Lea," sagte sie, „ich fühle mich hier bei Dir, in der unbekannten Stube, zum ersten Male, seitdem ich von Euch fortgegangen bin, wieder zu Hause."

Lätizia küßte sie und fragte nach einer Pause: „Bist Du mir nie böse gewesen?"

„Niemals!"

„Hast Du mir stets vertraut?"

Darauf konnte Martha nicht antworten. Nach längerem, peinlichem Schweigen fuhr Lätizia traurig fort:

„Du hättest mir vertrauen dürfen. Ich habe nichts Schlechtes begangen ... Ich bin nur sehr unglücklich gewesen."

Und dann ängstlich, mit leiser, zitternder Stimme zunächst, erzählte sie ihre Geschichte. — Sie sprach mit zu Boden geschlagenen Wimpern, von dem Fremden, der sie bethört, den sie geliebt, der sie heimlich verlassen hatte; sie erzählte von dem Tode der Mutter, daß sie, nachdem diese gestorben, das verödete Elternhaus in Verzweiflung verlassen hatte, um Den aufzusuchen, der sie in das Elend gestoßen, aber der allein sie von Schmach und Schimpf retten konnte . . . und den sie noch immer liebte. — In einem Gasthause in Florenz war sie mit einem älteren Herrn zusammengetroffen, der sich, wie sie damals glaubte, ihrer Jugend und Unerfahrenheit erbarmt, sich ohne Mühe in ihr Geheimniß geschlichen und

ihr Beistand und Hülfe versprochen hatte. — Sie war von ihm in ein Netz von Lügen verstrickt worden. Er hatte ihr erzählt, daß ihre Schmach und ihre Flucht in aller Welt Mund sei, daß ihre Familie sie verstoßen habe, daß Der, den sie geliebt, ein Verbrecher sei und jetzt von der Polizei verfolgt werde. — Und sie hatte Alles geglaubt — Alles!

„Ich war siebenzehn Jahre alt, Martha! Ich hatte meine Mutter nie verlassen; kannte Nichts von der Welt und ihrem Treiben, und nun war ich so unglücklich, daß mir das Schlimmste als das Natürlichste erschien.“

Sie weinte laut, und es dauerte lange, bis Ihre Schwester sie beruhigen konnte. Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Ihr angeblicher Beschützer, Alzati, hatte sie veranlaßt, Italien zu verlassen und nach England zu gehen. Sie war der Meinung gewesen, daß dies im Interesse ihrer Sicherheit nothwendig sei, denn Alzati hatte ihr erzählt, daß ihre Familie ihr nachspüre, sie verfolge, ihrer habhaft werden wolle, um sie zu bestrafen.

„Wir lebten einen Monat in London. Ich versank in tiefe Schwermuth; ich wünschte mir den Tod. Da kam er, um mich zu trösten. Ich sei noch jung; Alles könne wieder gut werden; ich solle ihm, meinem besten Freunde, vertrauen; er werde mich nicht verlassen. Ich dankte ihm tief gerührt. — Nach einiger Zeit sagte er mir ganz beiläufig: „Es giebt ein Mittel die Vergangenheit auszulöschen, Ihre Zukunft zu sichern. Sie kennen mich seit drei Monaten. Niemand ist so sehr darauf bedacht, wie ich, Sie glücklich zu machen. Vertrauen Sie sich mir an; reichen Sie mir Ihre Hand.“

„Er bestürmte mich nicht mit diesem Gesuche; er ließ mir Zeit; er hielt mich gefangen, wußte, daß ich ihm nicht entgehen konnte. Er verschaffte mir in London Zerstreuungen, an denen sich mein jugendlicher Sinn ergötzte; führte mich in Theater, Museen, Concerte — und eines Tages, ohne zu ermessen, was ich that, fest überzeugt, daß ich dem Elend preisgegeben sein würde, wenn ich ihn verließe, willigte ich in seine Bitten. — Er war ein gewandter, gewissenloser, reicher Mann. Er hatte Alles vorbereitet, alle Schwierigkeiten im Voraus überwunden . . . Wir wurden in einer kleinen Kirche vor Zeugen, die ich nie zuvor gesehen hatte und die seitdem spurlos verschwunden sind, getraut."

Lätizia hielt wieder inne; aber sie weinte nicht mehr. Sie schien sich zu sammeln und erzählte weiter.

Alzati hatte sich bald nach der Verheirathung in seiner ganzen Verworfenheit gezeigt; aber er hatte sie festgehalten durch Einschüchterungen der elendesten Art. „Wie würde sich die schöne Gräfin Daxat freuen," hatte er ihr eines Tages gesagt, „wenn sie wüßte, daß ihre geliebte, kleine Lea, auf die sie so stolz war, für die kein Prinz gut genug schien, jetzt unter dem Namen der Signora Bianca, Ehegespons des weltberühmten Signore Felice Alzati ist! Denn ich bin berühmt, mein Kind, weltberühmt! Erkundige Dich in den Clubs von London, Paris und St. Petersburg nach mir, und Du wirst hören, wie man mein Lob dort singt!" — Die Schande, an einen solchen Menschen gekettet zu sein, die Furcht, daß dies ihren Verwandten, ihrer Schwester bekannt werden könne, hatte Lätizia veranlaßt, ruhig, willenlos,

hoffnungslos in ihrem elenden Loose zu verharren. — Wohin sollte sie fliehen? Die ganze Welt war ihr verschlossen. Sie konnte nur in dem Kerker leben, in dem Alzati sie gefangen hielt, und sie hoffte, bald darin zu sterben. Das Unglück hatte sie zu früh, zu unbarmherzig, zu schwer getroffen; ihre Kraft war gebrochen.

Von London war Bianca — diesen Namen hatte Lätizia vor ihrer Verheirathung auf Alzati's Rath angenommen — mit ihrem Manne nach Paris übergesiedelt. — Sie hatte ihn ängstlich gefragt, wie sie es anfangen solle, um ihre Schwester dort zu vermeiden. Darauf hatte er geantwortet, dafür solle sie ihn nur sorgen lassen; wenn sie sich seinen Anordnungen unterwerfen wolle, so werde sie der Gräfin Daxat niemals begegnen.

„In Paris führte er mich in ein von ihm eingerichtetes Hôtel," fuhr Lätizia fort, „und dort stellte er mir im Laufe des Winters viele Männer vor, die er in das Haus zu locken verstanden hatte. Aber er war vorsichtig. Keiner von seinen Gästen hatte eine Ahnung davon, wer ich sei. Einige wollten mich ausforschen. Er hatte mich gewarnt, auf meiner Hut zu sein, hatte mich gelehrt, indiscrete Fragen ausweichend zu beantworten. Ich gehorchte ihm; denn ich glaubte noch immer, daß Dein Friede und meine Sicherheit erheischten, das Geheimniß meiner Vergangenheit und meines damaligen Lebens zu bewahren.

„Eines Abends, als Alzati bereits im Nebenzimmer am Spieltisch saß, und ich mich allein im Salon aufhielt, wurde ein neuer Gast angemeldet. Es war dies nichts Unge=

wöhnliches, und ich blickte gleichgültig nach der Thür, um den Eintretenden, wie mir dies befohlen war, willkommen zu heißen. Dieser blieb wie versteinert stehen, sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen, und er mich erkannt hatte. Ich vermochte nicht, mich zu erheben. — Vor mir stand der Mann, den ich geliebt, der mich elend gemacht hatte. — Er war eine Minute sprachlos. Dann flog ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht, und er näherte sich mir unbefangen, leichten, sicheren Schrittes. Ich starrte ihn an. — „Nun," sagte er leise, „da muß ich gratuliren. Die gnädige Frau haben sich in der That noch schneller über mich Unwürdigen getröstet, als ich zu hoffen gewagt hatte ... Also Bianca heißen wir jetzt? Signora Bianca Alzati!" — Er hielt inne und sah mich finster an. Dann klopfte er sich mit der geballten Faust leise die Stirn, lachte und fügte mit bitterem Hohn hinzu: „Und ich Narr spähte überall nach meiner kleinen, unschuldigen Taube, der Signorina Lea! .. Ich hätte lange suchen können!"

„Ich fühlte, daß mir die Sinne vergingen; ich glaube, ich wurde sehr bleich. Da änderte sich der Ausdruck seines beweglichen Gesichtes schnell wieder, wurde zärtlich und liebevoll, und er flüsterte sanft: ‚Ich liebe Dich noch immer; mehr als je! Sei unbesorgt, Alles wird sich aufklären, Alles zum Guten wenden. Aber sei vorsichtig, verrathe uns nicht. Ich werde Dich bald wiedersehen.‘

„Alles wird sich zum Guten wenden? .. Wie? .. Ist nicht Alles unrettbar verloren? Bin ich nicht von Allen, die ich liebe, verstoßen, für immer verbannt?"

„Aber er konnte mir nicht mehr antworten. Er war

verschwunden, und ich hörte wie in einem Traume, daß er im Nebenzimmer mit lautem Jubel begrüßt würde. — ‚Sie wieder hier! Nun wird es heiter werden! Nun findet Herr Felice vielleicht seinen Meister!‘ — Und dann vernahm ich seine Stimme: ‚Va banque!‘ — Und gleich darauf helles Gelächter: — ‚Bravo Tressan! Bravo! Ein gutes Debüt!‘ — Ich bin im Glück,‘ sagte er gelassen. ‚Ich werde heute Abend noch viel mehr gewinnen, werde Ihnen Alles abnehmen, Herr Felice Alzati. Halten Sie sich tapfer!‘

„Ich wurde ohnmächtig . . .

„Mich friert,“ unterbrach Lätizia plötzlich ihre Erzählung. „Hänge mir Deinen Mantel um, Martha. — Es ist mir, als schrumpfe mein Herz zusammen, wenn ich daran gedenke, wie schändlich ich von demselben Manne wieder betrogen wurde . . .

„Tressan wurde bald der Liebling Alzati's. Er verstand es, ihn zu behandeln, wie kein Anderer. Er kam täglich in das Haus; ich sah ihn häufig, oftmals allein. Alzati hegte keinen Verdacht, schien sich an unserer Vertraulichkeit zu erfreuen, ermuthigte sie . . . Aber wozu soll ich Dir wiederholen, was ich seitdem als geplante, böse Lüge erkannt habe? — Tressan wußte mir Alles zu erklären — Alles: weshalb er sich unter falschem Namen bei meiner Mutter eingeführt, weshalb er mich plötzlich verlassen. Ich glaubte ihm. — Er hatte mich gesucht, er war elend, in Verzweiflung, dem Selbstmord nahe gewesen, weil er mich nicht gefunden. — Ich glaubte ihm, und mein thörichtes Herz jubelte! — Aber wie sollte Alles gut werden? — Er sagte mir, er werde Rath

schaffen; meine Verheirathung mit Alzati sei nicht regelmäßig; er ziehe Erkundigungen ein, werde eine Scheidung ermöglichen, ich solle nur Geduld haben; er sei von nun an verantwortlich für mein Glück. — Und ich glaubte ihm!

„Plötzlich starb Alzati, vom Schlage gerührt. Nun stand meinem Glück nichts mehr im Wege. Olivier verlangte nur, daß ich ihm Zeit lasse, einige nothwendige Formalitäten zu erfüllen. Dann sollte ich seine Frau sein: stolz, geachtet, frei, glücklich! Er übernahm es, mich mit meiner Familie wieder zu versöhnen. Er hatte großen Einfluß, kannte Dich, machte sich anheischig, Alles in Ordnung zu bringen. Aber vorher hielt er es für angethan, daß ich Paris verlasse. Ich mußte dort als Frau Alzati vergessen werden, um als Gemahlin Olivier Tressan's wieder erscheinen zu können. — Ich folgte ihm.

„Wir zogen nach Italien und lebten dort in einer kleinen, von der großen Straße abgelegenen Stadt. Ich liebte ihn von ganzer Seele; ich war sicher, bald seinen Namen zu tragen; ich vertraute ihm ganz, rücksichtslos. — Monate gingen dahin. Die Einwilligung seines Vaters, auf die Tressan mich stets vertröstet hatte, kam nicht an. Meine Fragen machten ihn ungeduldig. Ich wurde ängstlich, mißtrauisch; aber ich konnte nicht von ihm lassen. Ich liebte ihn, und er war, so glaubte ich, der Einzige, der mich Deiner wieder würdig machen konnte."

Lätizia hatte das Haupt während dieses Theils ihrer Erzählung gesenkt; aber nun richtete sie es hoch herausfordernd empor.

„Wir kehrten nach Paris zurück. — Ich war alt geworden, alt und klug.“

Sie strich sich das Haar aus der bleichen Stirn und blickte ihre Schwester mit großen Augen an.

„Lätizia!“ rief diese ängstlich.

„Sieh mich an!“ jammerte die Unglückliche. „Habe ich Böses gethan, oder hat man schlecht an mir gehandelt?“ — Sie sprach mit heiserer, von Thränen erstickter Stimme. — „Bin ich nicht schändlich betrogen worden? — War ich, ein Kind, den Ränken eines Tressan, eines Alzati gewachsen? Habe ich, als Frau etwas Anderes erstrebt, als Deiner, die ich wie eine Schwester liebe, wie eine Heilige verehrte, wieder würdig zu werden? Oh! daß meine Mutter sterben mußte! Sie hätte mich nicht verstoßen. Oh, Martha, Martha, weshalb wandtest Du Dich von mir ab?“

„Ich habe es nicht gethan. Ich habe Dich stets treu geliebt.“

„Du hast mir nicht immer vertraut!“

„Ich vertraue Dir.“

Lätizia warf die Arme um den Hals ihrer Schwester und küßte sie leidenschaftlich: „Martha! Meine einzige Schwester!“

Der Kutscher der Gräfin Daxat, der noch immer unten vor der Thür wartete, erwachte aus einem unerquicklichen Schlafe und schüttelte sich fröstelnd: „Ob es nicht eine Schande ist,“ murmelte er; „Menschen und Thiere, bei diesem Wetter, die ganze Nacht hindurch im Freien wachen zu lassen!“

Er sprang vom Bock und lief in kurzen, hüpfenden Schritten auf dem Trottoir neben dem Wagen auf und ab. Er hörte

an der benachbarten Kirche von St. Augustin fünf Uhr schlagen. Da endlich öffnete sich die Hausthür, und die Gräfin trat heraus. Er riß den Kutschenschlag für sie auf, und sie sagte mit sanfter Stimme, wie er sie nie von ihr gehört hatte:

„Es thut mir leid, daß Sie so lange gewartet haben. Ich werde es Ihnen gedenken. Melden Sie sich morgen um zwölf Uhr bei mir. — Nach Hause!“

XV.

Der nächste Tag war ein klarer, frischer Frühlingstag.

Sir Richard Harvey hatte sich von dem schönen Wetter in's Freie locken lassen und war zu einer ungewöhnlich frühen Nachmittagsstunde nach den Champs Elysées gegangen. Dort fiel sein Blick zufälligerweise auf einen alten, elend gekleideten Mann, der sich, wie Einer, der gänzlich ermattet ist, an einen Baum anlehnte. Ein Stadt-Sergeant, ein junger, kräftiger Mann, ging langsam an ihm vorüber und sah ihn mißtrauisch an. Der Alte wich dem Blick ängstlich aus, und seine Augen begegneten denen des Baronet. Der Blick war scheu, rathlos, Erbarmen erflehend, der richtige Bettlerblick, der an Einem zu kleben scheint, und den man nicht von sich abschütteln kann, bis man ihn durch eine Gabe befriedigt hat.

Sir Richard griff in die Tasche. Die Augen des alten Mannes leuchteten und wurden noch beredter: „Ich muß mich vor Dem da in Acht nehmen; er würde mich verhaften, wenn er mich betteln sähe. Aber sehen Sie, wie elend ich bin! Haben Sie Mitleiden mit mir!“ Der unruhige Blick

sagte dies Alles so deutlich, wie der Mund es hätte sprechen können. Der Baronet schritt anscheinend unbefangen weiter, bis der Polizist nicht mehr in unmittelbarer Nähe war; dann drehte Harvey sich schnell um, ging auf den alten Mann zu und drückte ihm ein großes Silberstück in die Hand.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr!“ sagte der Bettler halblaut.

Sir Richard hatte während dieser kurzen Scene sein ganzes Augenmerk auf den Polizeibeamten und auf den alten Mann gerichtet; als er nun wieder um sich blickte sah er, zwei Schritte vor sich, die Gräfin Daxat stehen.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ wiederholte sie freundlich, gerührt.

Sir Richard erröthete. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie in meiner Nähe waren,“ sagte er verlegen.

„Das weiß **ich**,“ antwortete sie zuversichtlich. „Ich war soeben aus dem Wagen gestiegen und hatte mich hier gesetzt, um etwas freie Luft zu schöpfen, als ich Sie von Weitem daherkommen sah. Ich habe gute Augen, und weiß sehr wohl, daß Sie mich nicht bemerkt haben. Sie näherten sich langsam und nachdenklich — Gott weiß woran Sie immer denken! — bis Sie den alten Mann entdeckten und sich seinen Segen verdienten. Sie sehen, ich weiß Alles. — Und nun kommen Sie, und leisten Sie mir noch etwas Gesellschaft.“

Sir Richard folgte der Gräfin und blieb einige Minuten neben ihr sitzen; dann stieg diese wieder in ihren Wagen, und fuhr nach Hause, während Sir Richard seinen unterbrochenen Spaziergang allein fortsetzte.

Mehrere große Miethkaleschen, von mageren Pferden gezogen und von Kutschern in abgetragenen Livreen gelenkt, fuhren in langsamem Trabe die Champs Elysées hinauf, an ihm vorüber. Vor dem ersten dieser Wagen waren ein Paar weiße Pferde gespannt. Sir Richard sah in die Kutsche und erblickte in derselben ein hübsches, junges Mädchen im Hochzeitskleide, den Myrthenkranz im schwarzen Haar; und neben der Braut einen stattlichen jungen Mann, den Bräutigam. Der Baronet, der mit vielen Pariser Gebräuchen bekannt war, wußte, daß das am Morgen getraute Paar nun nach „der Cascade" fahre, um dort den üblichen Brautspaziergang zu machen.

„Die haben Recht gethan," sagte er vor sich hin. „Sie haben sich jung verheirathet."

Die letzten Jahre seines einsamen Lebens zogen plötzlich ungerufen vor seiner Seele vorüber. Er hatte seit langer Zeit nicht mehr an die Vergangenheit gedacht. Nun sah er sich wieder als jüngerer Mann, voller Wünsche, von denen sich keiner erfüllt hatte; voller Hoffnungen, die alle gescheitert waren. Das Herz wurde ihm schwer, als er langsam, gesenkten Hauptes, nachdenklich weiter schritt. — „Gott weiß woran Sie immer denken," sagte er vor sich hin, die Worte der Gräfin wiederholend.

In der Nähe des Arc de Triomphe wurde er von einem kleinen, ältlichen, mürrisch aussehenden Herrn begrüßt.

„Wie geht es Ihnen, Herr Bolton?" redete der Baronet ihn an.

„Ich danke Ihnen, Sir Richard," entgegnete der Ange=

redete: „ich habe nun sichere Hoffnung, daß bald Alles gut gehen wird. Mein Prozeß liegt für die nächste Session wieder vor, und mein Advocat versichert, daß ich ihn gewinnen muß. Es ist Zeit. Ich quäle mich, wie sie wissen, seit zwanzig Jahren mit der Geschichte herum. So, wie ich, ist niemals ein Mensch chicanirt worden! — Ich muß natürlich wieder nach London, um meine Interessen selbst zu überwachen. Das Klima dort sagt mir gar nicht mehr zu; aber dagegen ist Nichts zu machen. Während des Sommers entschädige ich mich: dann mache ich eine schöne Reise nach Schweden und Norwegen, und den nächsten Winter verbringe ich in Florenz. Ich möchte, ich wäre erst so weit. Die Zeit wird mir lang. — Nun auf Wiedersehen, Sir Richard! Möge es Ihnen gut gehen!“

Der kleine, mürrische alte Mann ging weiter. Sir Richard sah ihm nach. Er kannte ihn seit einigen zwanzig Jahren; und viele, viele Male hatte er dieselben Klagen von ihm gehört. Der Mann hatte in seinem ganzen Leben Nichts gethan als gegen kleine Sorgen gekämpft und sich mit kleinen Hoffnungen genährt. — „Der Kreis, in dem ich mich bewege, ist vielleicht etwas größer als der, in dem der arme Bolton sich müde geht,“ sagte sich Sir Richard; „aber ist mein eignes Leben, seit langen Jahren schon, nicht auch ein ganz unnützes und zweckloses?“ — Er sah sich um; Wagen und Fußgänger eilten an ihm vorüber. Er spähte in allen Gesichtern: Die meisten, selbst die jungen, sahen ernst oder sorgenvoll aus: „Wozu quält sich die ganze Gesellschaft? In fünfzig Jahren ist Allen Alles Eins.“ — Eine eigenthümliche Müdig=

keit und Gleichgültigkeit überkam ihn. Er dachte wieder an den alten, ermatteten Mann. — Welch' elendes Leben mochte Der geführt haben, und welch' elendes Lebensende stand ihm bevor? — „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr," hatte er ihm gesagt. Die Gräfin Daxat hatte diese Worte wiederholt. — Die Gräfin — Nun waren Sir Richard's Gedanken bei ihr: Wie schön sie war, wie klug; und wie edel und gut sie erschien! — „Die haben Recht gethan, die vorhin mit den Schimmeln vorbei fuhren. Sie haben sich jung verheirathet."

Sir Richard war am Arc de Triomphe angelangt, und wandte sich nun wieder seiner Wohnung zu. Er wollte noch einige Stunden arbeiten, und dann zu Frau von Vieuville gehen, deren Befinden ihn beunruhigte. Den Abend beabsichtigte er bei der Gräfin Daxat zuzubringen. Er vernachlässigte diese seit geraumer Zeit, oder richtiger gesagt, er machte sich zur Pflicht, sie nicht so häufig zu sehen, wie er es wünschte.

Die Gräfin hatte Sir Richard, als dieser sie zu Anfang des Winters zum ersten Male besucht hatte, wie einen alten Bekannten empfangen. Sie besaß die eigenthümliche, sichere, fürstliche Ruhe, die man bei jungen, schönen Frauen, denen Alle huldigen, nicht selten findet, und die auch ältere, erfahrene Männer nöthigt, sie, in der gewöhnlichen Unterhaltung wenigstens, wie geistig Gleichgestellte zu behandeln. Sir Richard hatte sich sehr zu ihr hingezogen gefühlt und war ein häufiger Gast in ihrem Hause geworden. Als er sich jedoch eines Tages klar gemacht hatte, daß die Gräfin seine Gedanken in außerordentlicher Weise beschäftigte, da war er sich in

der möglichen Rolle eines Verliebten kläglich und lächerlich vorgekommen und hatte den Entschluß gefaßt, die Frau, die seine Ruhe zu stören drohte, nicht häufiger zu sehen, als andere gleichgültige Bekannte. Aber es war ihm schwer geworden, diesen Vorsatz auszuführen, und er hatte sich im Laufe des Winters mehr als einmal und mit einer gewissen Beschämung gestehen müssen, daß der wahre Grund, weshalb er mit ungewohnter Regelmäßigkeit zu den Soiréen der Baronin d'Eltang gegangen, die Hoffnung gewesen war, mit der Gräfin Darat zusammenzutreffen. Er empfand in ihrer Nähe ein eigenthümliches, unruhiges Wohlbehagen, das er nicht zu analysiren wagte, aber das seinem Herzen etwas Köstliches war.

Bald nachdem Alexis Illien die Bekanntschaft der Gräfin Darat gemacht, hatte Sir Richard bemerkt, wie sehr sie den jungen Russen auszeichnete. Da hatte er sich einen „alten Narren“ gescholten und wiederum in seiner Weisheit beschlossen, sich nicht mehr um die Gräfin zu bekümmern. — Er hatte sich einzureden versucht, daß sie ihm gleichgültig sei, und es war ihm, während der letzten Zeit endlich gelungen, sich von ihr fern zu halten. Aber er war seitdem verändert. Er hatte seine alte Arbeitslust verloren; er langweilte sich. Er empfand ein dumpfes, unbestimmbares Unbehagen, das sich des Morgens auf seine Brust lagerte, sobald er die Augen aufschlug, und ihn des Abends drückte, wenn er sich müden, schweren Herzens zur Ruhe begab. — Die Gräfin schien von seiner Verstimmung nichts zu bemerken und hatte ihn nicht ein einziges Mal gefragt, weshalb er seine Besuche bei ihr eingestellt habe. Im Allgemeinen hatte sie ihn durch Herzlich=

keit nicht verwöhnt; und ihr Gruß in den Champs Elysées: „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ hatte ihn überrascht und ihm innig wohlgethan. Er war weit entfernt, irgend welche Hoffnung auf diese Veränderung in ihrem Benehmen zu gründen; aber nachdem er sich mit so großer Mühe von der Gräfin frei gemacht zu haben glaubte, begnügte er sich nun doch gern mit einem leichten Vorwande, um sich ihr wieder zu nähern. —

Als Sir Richard in seine Wohnung trat, überreichte ihm der Diener zwei Briefe. Er erkannte auf dem einen die Handschrift der Gräfin Daxat; der andre war von Herrn Tressan. — Was konnte sie ihm schreiben, nachdem er sie erst vor kurzer Zeit verlassen hatte? Er riß das Convert auf. Die Gräfin bat ihn, sie im Laufe des Abends, nicht zu spät — diese drei Worte unterstrichen — besuchen zu wollen; sie erwarte einen Dienst von ihm, wolle seinen Rath haben. — Nun war Sir Richard ganz mit sich zufrieden; nun konnte er nicht mehr anders als Das thun, was man von ihm verlangte und was er so bereitwillig that. Er schrieb zurück, er werde sich um halb neun Uhr einfinden; dann las er den Brief von Tressan ganz flüchtig durch, und da er zu unruhig war, um arbeiten zu können, machte er sich auf den Weg zur Baronin Vieuville. Diese war nicht zu Hause. Der Diener sagte, sie sei vor einer Stunde ausgegangen und habe hinterlassen, daß sie bei ihrer Mutter sei und vor dem Essen nicht zurückkehren werde. — Sir Richard, der die Zeit bis zum Abend ausfüllen wollte, ging darauf zur Baronin d'Eltang. Er wurde dort nicht angenommen. Die

Frau Baronin, so hieß es, sei unwohl und empfange nicht.

Der Baronet wanderte sodann noch einige Stunden zwecklos in Paris umher. Er verirrte sich in entlegene Stadttheile und kam bei dieser Gelegenheit bis in die Avenue de l'Empereur. Dort begegnete er Herrn Olivier Tressan, der mit verstörtem Gesichte, stumm grüßend, schnell an ihm vorüberschritt. Sir Richard wandte sich nach ihm um. „Der Mann ist in den letzten Monaten um mehrere Jahre älter geworden," sagte er sich. „Er sieht schlecht aus. Was mag er in diesem Stadttheile, wo keiner seiner Bekannten wohnen kann, zu suchen haben? Und weshalb hat er mich nicht angeredet, nachdem er mir heute früh geschrieben, er wünsche mich zu sprechen?"

Pünktlich um halb neun Uhr ließ sich Sir Richard bei der Gräfin Daxat anmelden; Sie war allein und kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß sie gekommen sind," sagte sie.

Sir Richard bemerkte, daß die so ruhige und kalte Frau ungewöhnlich aufgeregt war.

„Sie kamen heute wie vom Himmel gesandt," fuhr sie fort sobald er sich gesetzt hatte. „Ich war vollständig rathlos als ich Sie in den Champs Elysées antraf. Sie haben davon Nichts bemerkt. Sie denken immer an Gott weiß Was, und bemerken höchstens diejenigen, die Ihnen hülfsbedürftig erscheinen. — Sobald ich zu Hause war, fiel mir plötzlich ein, daß Sie, von allen Menschen, die ich kenne, Derjenige sind, zu dem ich das größte Vertrauen habe, und den ich deshalb in einer schwierigen Sache um Rath fragen will."

Und nach dieser überraschenden Einleitung, und ohne dem Baronet Gelegenheit zu geben, ein Wort einzuschalten, erzählte sie die Geschichte ihrer Schwester und die gestrige Zusammenkunft mit ihr. Sie faßte sich dabei ganz kurz und sie sprach schnell, das Gesicht dem Feuer zugewandt, ohne den Baron anzublicken.

„Die Sachlage ist demnach folgende," schloß sie, nachdem sie ungefähr zehn Minuten gesprochen hatte: „Meine Schwester ist schändlich hintergangen worden. Von den beiden Männern, die ihr Elend verschuldet haben, ist der eine todt, der andre ein Nichtswürdiger. Ich bin fest entschlossen, meine Schwester nicht zu verlassen; aber ich will nicht unbesonnen handeln, und Das, was ich thue, so thun, daß meiner Schwester sowohl wie mir daraus möglichst wenig Unannehmlichkeiten erwachsen. Ganz wird dies nicht zu vermeiden sein. Darauf bin ich gefaßt. Das Lächeln und Zischeln meiner zahlreichen Bekannten soll mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun! Aber von meinen wenigen Freunden möchte ich gewürdigt sein. — Und nun frage ich Sie: wie habe ich zu handeln, um mich möglichst ungestraft mit meiner Schwester wieder zu vereinigen?"

Harvey war nicht sofort mit einer Antwort bereit und streichelte sich nachdenklich das Kinn. Sie blickte zu ihm auf und beobachtete eine Secunde sein stilles, ernstes Gesicht.

„Billigen Sie, was ich zu thun beabsichtige?" fragte sie argwöhnisch.

„Unbedingt!" antwortete er schnell und entschieden.

„Nicht wahr, ich habe Recht?" rief sie.

Es schien ihm, als beherrsche sie eine große Aufregung nur mit Mühe, und könne jeden Augenblick in Thränen ausbrechen.

„Soll ich aus Eitelkeit, aus Selbstsucht, aus Feigheit meine unglückliche Schwester nun auch verlassen?“ fuhr sie leidenschaftlich fort. „Können Sie mir dies anrathen?“

Es lag beinah ein Vorwurf in ihrer Stimme. — Harvey schüttelte verneinend das Haupt.

„Aber was soll ich thun? Geben Sie mir einen Rath! Soll ich meine Schwester zu mir nehmen, und in Paris bleiben? Soll ich mit ihr verreisen, oder Frankreich ganz verlassen, nach Italien oder England übersiedeln? — So sprechen Sie doch!“

„Sie lassen mir ja nicht Zeit dazu, liebe Gräfin,“ sagte er freundlich.

Sie blickte ihn mit Thränen in den Augen an. Sie war seit der Unterredung mit ihrer Schwester noch nicht zur Ruhe gekommen. Tausend Gedanken hatten ihr Gehirn belagert und verwirrt. Nicht einen Augenblick hatte sie in dem Entschluß, sich wieder mit Lätizia zu vereinigen, gewankt; aber die wahrscheinlichen und möglichen Consequenzen eines solchen Schrittes hatten sie erschreckt. — Sie legte großen Werth auf den hervorragenden Platz, den sie in der Pariser Gesellschaft einnahm; es wurde ihr schwer, sehr schwer, demselben zu entsagen. Sie hatte sich bereits geächtet, verbannt, vereinsamt gesehen. Sir Richard's Haltung ihr gegenüber, seine Ruhe noch mehr als seine Zustimmung, war ein großer Trost für sie. — Die Sache war vielleicht gar nicht so schlimm, wie sie

gefürchtet hatte. — Weshalb sollten nicht die Besten unter ihren Bekannten und Freunden ebenso wohlwollend urtheilen wie der Baronet? — Sie fühlte sich plötzlich erleichtert und athmete tief auf. Sie hatte mit Anstrengung aller Kräfte die Last getragen, die sie sich seit gestern auferlegt; nun, da ihr diese unerwartet abgenommen wurde, überkam sie eine Schwäche. Sie hauchte ganz leise: „Ach Gott," und blieb eine Weile mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig sitzen.

Harvey hatte dies nicht bemerkt. Er war ein gewissenhafter Mann, der, wenn er einen Rath gab, wirklich bedacht war, guten Rath zu geben. Er saß nachsinnend da und blickte vor sich nieder. Als er die Augen wieder aufschlug, begegnete sein Blick dem der Gräfin, der mit einem Ausdruck dankbarer Rührung auf ihm ruhte.

„Nun," sagte sie unter Thränen lächelnd, „nun bin ich ruhig und lasse Sie sprechen. — Was haben Sie mir zu sagen?"

Dem Baronet war in der Erzählung der Gräfin besonders ein Punkt aufgefallen: Ihre Schwester war dieselbe Frau, um deren Hand Alexis Illien sich bewarb, und über die René Lemercier einen so überraschend günstigen Bericht erstattet hatte. — Harvey hatte seinem alten Freunde Woikoff versprochen, Illien vor der Verheirathung mit einer Frau zweifelhaften Rufes zu warnen; aber er hatte dies Versprechen unter der Voraussetzung gegeben, daß Frau Alzati eine unwürdige Person sei. Wenn diese Annahme sich als eine irrige erwies — und daß dem so sei, dafür sprachen Illien, Lemercier und die Gräfin — so war dem Grafen Woikoff vielleicht der Vorschlag zu machen, seine Einwilligung zu der Verheirathung

seines Neffen mit der Schwester der Gräfin Daxat zu geben. Sir Richard wußte, daß Woikoff, wie viele vornehme Russen, außerordentlich wenig Vorurtheile habe, und daß man bei ihm sicherlich nicht auf principiellen Widerstand stoßen werde. Wenn es möglich war, Woikoff zu überzeugen, daß Frau Alzati nicht weniger Garantien als eine Andre biete, den Namen einer Gräfin Illien in Zukunft mit Ehren zu tragen, so war Woikoff der Mann, ihre Vergangenheit zu ignoriren. — Aber die Gräfin Daxat selbst hatte Illien ausgezeichnet. Kannte sie das Verhältniß des jungen Russen zu ihrer Schwester?

„Meine liebe Gräfin,“ sagte Harvey, „anstatt Ihnen eine Antwort zu geben, möchte ich zunächst einige Fragen an Sie richten. Sie haben über die Angelegenheit, die mir noch ganz fremd ist, bereits nachdenken können. Sagen Sie mir, welche Ansichten Sie haben, dann kann ich mit meinem Rathe vielleicht besser helfen.“

Aber die Gräfin antwortete, sie sei verwirrt, habe noch keinen Entschluß gefaßt; und erst nach langem zwecklosem Hin- und Herreden konnte Sir Richard endlich andeuten, daß es die Schwierigkeit der Lage sehr verringern werde, wenn Frau Alzati sich wieder verheirathen sollte.

„Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht,“ sagte Harvey, „daß ein ehrenwerther Mann sich um die Hand Ihrer Frau Schwester bewirbt.“

„Sie sprechen vom Grafen Illien,“ entgegnete die Gräfin ruhig. „Ich höre, daß sein Onkel sich der Heirath widersetzt, und daß meine Schwester selbst wenig geneigt scheint, darein zu willigen.“

„Wenn Sie glauben, daß die jungen Leute sich lieben,“ meinte Harvey, „so kann diese Schwierigkeit vielleicht überwunden werden. Ich könnte an den Grafen Woikoff schreiben. — Wollen Sie gleichzeitig mit Ihrer Schwester sprechen?“

„Es ist besser, zunächst den Entschluß ihres Freundes abzuwarten,“ antwortete Martha. „Meine Schwester darf nicht der Gefahr ausgesetzt werden, zu hören, daß irgend Jemand sie für unwürdig hält, einem Ehrenmanne ihre Hand zu reichen.“

„Sie sind eine treue Schwester,“ sagte Harvey.

Sie sah ihn dafür dankbar an und gab ihm die Hand.

Im ferneren Verlauf des langen Gesprächs verständigten sich Harvey und die Gräfin darauf über folgende Punkte: Die Gräfin sollte am nächsten Tage nach der Bretagne zu der verwittweten alten Marquise de Drieux reisen. Diese lebte einsam auf ihrem Schlosse, und hatte, bei vielen Absonderlichkeiten, stets eine große Vorliebe für ihre schöne junge Schwägerin gezeigt. Die Gräfin wollte sich ihr unverhohlen anvertrauen und sie um die Erlaubniß bitten, ihr mit Lätizia einen langen Besuch abstatten zu dürfen. Wurde dies gewährt, so wollten die beiden Schwestern, fern von Paris, Antwort auf den Brief an den Grafen Woikoff abwarten, den Harvey sofort zu schreiben versprach. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, sich des Beistandes der Marquise zu versichern. Die Gräfin hoffte zuversichtlich, daß ihr dies gelingen werde.

„Meine Schwägerin ist eine herzensgute Frau,“ sagte sie. „Das Gerede der Welt kümmert sie wenig. Sobald sie

erfahren hat, wie schwer und unverschuldet meine Schwester gelitten, wird sie sich ihrer annehmen."

Harvey übernahm eine andre, nicht gerade angenehme oder leichte Mission; nämlich die, mit Tressan zu sprechen und diesen zu veranlassen, Frau Alzati in Zukunft gänzlich zu meiden und Alles zu thun, was ein anständiger Mensch thun kann, um einen von ihm begangenen Fehler wieder gut zu machen, oder wenigstens dessen üble Folgen zu lindern.

„Offen gestanden," sagte Harvey dazu, „lege ich keinen hohen Werth auf ein Versprechen des Herrn Tressan. Am besten wäre es, Ihre Schwester lebte gar nicht in derselben Stadt wie dieser Mensch. — Vielleicht zieht sie nach Rußland — oder Herr Tressan verläßt Paris. Das Alles wird sich im Laufe der Zeit von selbst ordnen. Ich werde Herrn Tressan morgen früh sehen. Er hat mir seinen Besuch angezeigt."

Er war in einen ruhigen, geschäftsmäßigen Ton verfallen, der der Gräfin Daxat, sie wußte nicht warum, großes Vertrauen einflößte.

„Sie werden Alles gut ordnen," sagte sie. „Ich bin glücklich, einen Freund zu haben, wie Sie." — Sie schwieg eine Weile und setzte dann verlegen hinzu: „Ich fürchte, mein Benehmen Ihnen gegenüber hat nicht immer deutlich genug gezeigt, daß ich Sie nach Verdienst zu würdigen weiß. Sie haben heute bereits viel Gutes gethan. Machen Sie einen guten Schluß: Verzeihen Sie mir."

„Meine liebe, hochverehrte Gräfin!" rief er und reichte ihr die Hand

„Gott segne Sie, mein guter Herr!" sagte sie leise und

freundlich, die am Morgen gehörten Worte noch einmal wiederholend.

XVI.

Herr Olivier Tressan hatte seit einiger Zeit bereits und ohne daß er es ahnte, aufgehört, sich des vollen Vertrauens seines getreuen Dieners Franz Lecouvreur zu erfreuen. Unangenehme Gerüchte waren diesem zu Ohren gedrungen und hatten ihn sehr nachdenklich gemacht. Seine Kameraden, die Kammerdiener der Riancourt, Desgremont, Ashton und anderer ausgezeichneten Mitglieder der Gesellschaft, in der Tressan jahrelang im hellsten Lichte geglänzt hatte, äußerten sich jetzt bedenklich und nickten bedeutsam, wenn der jüngst noch so hochverehrte Name „Tressan“ in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde.

„Wenn ich Ihnen meinen Rath geben darf, mein Lieber,“ hatte Riancourt's Diener, Felix Barat, neulich vertraulich geäußert, „so halten Sie Ihren Herrn etwas kurz. — Er rechnet hoffentlich monatlich mit Ihnen ab?“

„Ganz regelmäßig.“

„Dann geht Sie die ganze Geschichte nicht viel an; aber ich habe doch nicht verfehlen wollen, Ihnen einen freundschaftlichen Wink zu geben.“

Lecouvreur hatte darauf Erkundigungen eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß man sich im Café Anglais, bei Vignon und im „Cercle“ ganz unverhohlen erzähle, Olivier Tressan sei ruinirt. Er hatte während des Winters, so

sagte man, bedeutende Summen verloren, und man wußte, daß seine Schulden nicht pünktlich und nicht vollständig gedeckt worden waren. Seit einigen Tagen schien er im Glück. Aber was hatte das zu bedeuten? Ein Mann, der nun, wie Tressan, auf seinen Gewinn beim Spiel angewiesen schien, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte nicht mehr für einen „homme sérieux“ gelten.

Franz äußerte sich diesen und ähnlichen Mittheilungen gegenüber nur höchst vorsichtig. Er wollte sich nicht unnütz compromittiren. Alles in Allem war sein Platz noch immer ein vorzüglicher, und seine Absicht war, so lange wie möglich in demselben zu verharren. Schlimmsten Falls riskirte er einen kleinen Theil seines Lohnes und die unbedeutende Summe, die er im Laufe eines Monats für Bagatellen auszulegen pflegte, zu verlieren. Dies Risiko wollte er tragen. „Für ein paar hundert Franken ist Herr Tressan mir noch gut,“ sagte er sich. Er beschloß jedoch, ihn in Zukunft etwas schärfer zu beobachten, als er bisher für nöthig gehalten hatte.

Tressan kam jede Nacht sehr spät nach Hause. Daran war Lecouvreur seit Jahren gewöhnt. Aber während sich sein Herr früher immer gleich zu Bett gelegt hatte, blieb er seit einiger Zeit häufig noch eine Stunde oder länger wach. Was trieb er? — Daß er las oder schrieb war höchst unwahrscheinlich. Franz wollte sich Gewißheit verschaffen, und eines Abends, nachdem sein Herr ihn wieder mit den Worten entlassen hatte: „Sie können schlafen gehen; ich bedarf Ihrer nicht mehr“, kehrte Lecouvreur nach einer Weile zurück,

um seinen Herrn zu überraschen. Er hatte sich einen plausiblen Vorwand ausgedacht, der sein Zurückkommen erklären sollte, und legte die Hand zuversichtlich auf die Klinke der Thür zum Salon. Er fand sie von innen verschlossen, und er hörte seinen Herrn betroffen und ärgerlich zugleich ausrufen:

„Wer ist da? Was giebt es?“

Lecouvreur antwortete, er habe vergessen, den Kaminvorsatz vor das Feuer zu rücken; er fürchte, der Teppich könne anbrennen.

„Ich werde danach sehen; gehen Sie zu Bett!“ rief Tressan, ohne die Thür zu öffnen, ungeduldig zurück.

Franz blickte durch das Schlüsselloch. Er sah gerade vor sich einen mit Spielkarten bedeckten Tisch. Tressan war aufgestanden und lehnte sich mit der einen Hand darauf. Sein Gesicht war der Thür zugewandt, hinter der der Diener ihn beobachtete; aber es war im Schatten, und Lecouvreur konnte den Ausdruck desselben nicht erkennen.

„Legt er sich eine Patience, um zu sehen, ob er Glück haben wird?“ fragte sich Franz.

Er durchstöberte am nächsten Tage alle Kasten und Schubladen im Zimmer seines Herrn, aber es war ihm nicht möglich, die Karten wiederzufinden. — Tressan hatte nicht die Gewohnheit, seine Sachen zu verschließen. Er ließ Briefe aller Art, Mahnbriefe und Liebesbriefe sogar, Rechnungen, baares Geld umherliegen. Was konnte ihn veranlassen, gerade die Karten zu verbergen? — An seinem Bureau war eine einzige kleine Schublade, die nicht offen stand und zu der er den Schlüssel an seiner Uhr trug. Lecouvreur ver-

muthete, dieselbe enthalte Briefe von verheiratheten Frauen. Das war ihm vollständig gleichgültig; er war nicht neugierig. Sein Herr mochte sich amüsiren, wie es ihm gefiel. Aber weshalb verbarg er Spielkarten? — Herr Franz Lecouvreur wurde nachdenklich; er consultirte jedoch Niemand und behielt seine Entdeckung für sich. Er wollte sich bis zum letzten Franken, den ihm sein Herr geben konnte, als ein zuverlässiger Mensch bewähren.

Der Dienst bei Tressan war nie leichter und angenehmer gewesen, als gerade jetzt. Im Hause war nur wenig zu thun; außerhalb desselben beinahe gar nichts. Das kleine Hôtel in der Avenue de l'Empereur sogar, das zu Anfang des Winters viel kostbare Stunden des Herrn Lecouvreur in Anspruch genommen hatte, war seit Monaten vernachlässigt. Franz konnte sich jetzt damit begnügen, jede Woche einmal einen Spaziergang dorthin zu machen, um die Zimmer zu lüften und den Staub von den Möbeln zu wischen. Er that dies mit großer Regelmäßigkeit, nachdem es ihm einmal von seinem Herrn befohlen worden war. — Da Herr Tressan selten vor elf Uhr aufstand, wogegen Franz immer schon um sieben Uhr auf den Beinen war, so hatte dieser sich zur Regel gemacht, jeden Freitag früh nach der Avenue de l'Empereur zu gehen. Er war ein flinker Bursche und wußte es so einzurichten, daß er dann um zehn Uhr bereits, eine gute Stunde ehe sein Herr zu klingeln pflegte, wieder in der Rue de Courcelles war.

Eines Morgens, zwei Tage nachdem Frau von Vieuville erfahren, daß Olivier Tressan um die Hand ihrer Schwester

Anna angehalten hatte, und an demselben Tage, an dem Harvey mit der Gräfin Daxat in den Champs Elysées zusammentraf, wurde Franz, bald nachdem er die Briefe und Zeitungen in das Schlafzimmer seines Herrn getragen hatte, von diesem zurückgerufen.

„Ist in der Avenue de l'Empereur Alles in Ordnung?" fragte Herr Tressan.

„Ich komme soeben von dort zurück. Alles ist in Ordnung."

„Sehr wohl. Erwarten Sie mich dort um drei Uhr. .. Das Coupé wird ebenfalls kommen."

„Zu Befehl."

Franz entfernte sich wieder, und Tressan sprang aus dem Bette und kleidete sich hastig an. Er war sehr übler Laune.

„Daß es ihr gerade heute einfallen muß, mich sehen zu wollen," murmelte er vor sich hin. „Als ob ich nicht mehr zu thun hätte, als mich um solche Kindereien zu bekümmern! Es wird eine Scene geben. Das fehlt gerade noch. — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht."

Es ging ihm in der That viel im Kopfe herum. Franz Lecouvreur's Kameraden hatten seine Lage richtig beurtheilt. Herr Olivier Tressan war ruinirt. Das datirte weder von gestern noch von vorgestern. Es war eine Sache, die sich seit langen Monaten vorbereitete. Herr Tressan hatte die Katastrophe kommen sehen. Er hatte manchmal die Augen geschlossen, sich zu betäuben, zu vergessen versucht; aber in Zwischenräumen, die kürzer und kürzer wurden, mußte er nun um sich blicken, und dann sah er schaudernd, dicht vor seinen Füßen, die schwarze, gähnende Kluft, die ihn zu verschlingen

drohte. — Alles verrieth ihn: das Glück, seine Gläubiger, seine Genossen und Freunde. Er las Mißtrauen, Uebelwollen in allen Blicken. — Wollte Niemand ihm eine helfende Hand reichen, Niemand ihn vom Rande des Abgrunds zurückreißen? — Er war nun dahin gekommen, wie er an jenem Abend in den Champs Elysées, nachdem Bianca ihm Geld geliehen, dunkel geahnt hatte. — Die Geduld seiner Gläubiger war erschöpft; ihre Forderungen wurden immer ungestümer. Das Geld, welches Bianca ihm gegeben, war verschwunden. Eine andere, ebenfalls bedeutende Summe, die ihm ein Wucherer geborgt, dem er das Halsband der Baronin d'Eltang als Unterpfand anvertraut hatte, war in einer Nacht verspielt worden. Sein Vater, der bescheiden und geachtet in einer kleinen Provinzialstadt lebte, wollte nichts mehr von seinem ungerathenen Sohne wissen und ließ alle Briefe, in denen dieser um Unterstützung bat, unbeantwortet. Freunde hatte Herr Tressan nie gehabt. Diejenigen, die sich so nannten, „bedauerten unendlich, augenblicklich selbst in großer Geldverlegenheit zu sein", oder waren im günstigsten Falle bereit, bescheidene Summen, die Tressan so gut wie nichts nützen konnten, zu seiner Verfügung zu stellen. Bianca war, um Tressan's eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „abgenutzt". Marie kam nicht in Betracht. Sie hatte sehr viel Liebe zu seiner Verfügung; dafür hatte Herr Tressan keine Verwendung. Er mußte Geld haben. — Wie schade, daß Marie nicht ihre eigene Herrin war; wie ungerecht das Gesetz, welches dem Baron, ihrem Gemahl, gestattete, die Verwaltung und Verwendung ihres Vermögens zu überwachen!

Seit mehreren Tagen gewann Tressan beim Ecarté; aber die Summen waren nicht groß. Er fand nicht so kühne Gegner, wie er wünschte. Und dann hatte er am gestrigen Abend wieder bedeutend verloren, als er nach dem Ecarté an den großen Tisch gegangen war, an dem Desgremont und Ashton eine starke Bank Macao legten. Tressan hatte Cheques über Cheques ausgeschrieben, welche jetzt im Besitz der beiden vornehmen Spieler waren. Zum ersten Male in seinem Leben hatte der kaltblütige Tressan nach der Partie nicht einmal abgerechnet und wußte nicht, wieviel er schuldete. Er erinnerte sich, einen großen Cheque für zehntausend Franken und viele kleine ausgestellt zu haben. Desgremont hatte sie nach der Partie nachlässig vor sich hingeschoben, als erwarte er, daß Tressan sie zusammenzähle. Als dieser unbeweglich sitzen geblieben war, hatte der glückliche Spieler die Papierchen zusammengeknifft, gähnend in seine Brieftasche gesteckt, war aufgestanden und hatte den Saal verlassen, um nach Hause zu gehen.

„Er hat wenigstens zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Franken," sagte sich Tressan; „und Ashton vielleicht zehn- bis fünfzehntausend. Verwünscht sei ihr Glück! Ich muß zu Beiden gehen und sie um Aufschub bitten. Und wenn sie ihn gewähren, woran ich nicht zweifele, was dann morgen?.. Und wenn sie sofortige Zahlung verlangen, wozu sie berechtigt sind? . ." Es schüttelte ihn wie im Fieber. „Und Marie ist im Stande, sich zu wundern, wenn ich bei ihren kindischen Klagen die Geduld verliere!"

Er trank eine Tasse Thee, ohne im Stande zu sein

auch nur einen Bissen dazu zu genießen, ließ den Kutscher rufen und bedeutete diesem, mit dem Coupé um halb drei Uhr an einem ihm bekannten Orte, in der Nähe der Champs Elysées, auf eine Dame zu warten. Sodann machte er sich auf den Weg zu Desgremont und Ashton. Während des Gehens wurde ihm der Gedanke, sich an diese mit einem Gesuche zu wenden, immer unangenehmer. Er wollte zunächst noch Versuche machen, Geld für sie aufzutreiben. Er ging zu dem Wucherer, der ihm auf das Halsband der Baronin d'Eltang zwanzigtausend Franken geliehen hatte. Der Schmuck war über das Doppelte werth, aber der vorsichtige Geldleiher wollte nicht einen Franken mehr darauf borgen.

„Es wäre mir sogar recht lieb, Herr Tressan", sagte er, „wenn Sie mir das Ding wieder abnähmen. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einem Cavalier auf ein solches Pfand leihe. Die Sache genirt mich. Sie mag ganz correct sein; aber sie paßt mir nicht in mein reinliches Geschäft. — Ich will Ihnen etwas sagen: bringen Sie mir fünfzehntausend Franken, und ich gebe Ihnen das Collier zurück, und nehme für die restirenden fünftausend Franken Ihren Wechsel. Sie sehen, ich habe Lust, mir die Geschichte vom Halse zu schaffen."

Tressan begriff, daß bei dem Manne nichts auszurichten sei, und verließ ihn wieder. Sein Weg führte ihn nach dem Boulevard Haußmann. Unwillkürlich näherte er sich dem Hause, in dem Frau Alzati wohnte. Er wußte nun, daß sie ihn durchschaute, und hatte sich nicht wieder zu ihr gewagt, nachdem er sich Geld von ihr geborgt hatte; aber

sie war am Ende die Einzige, die ihm noch helfen würde. Er gab sich nicht die Mühe, vorher eine Geschichte für sie auszudenken; er verließ sich auf sein erfinderisches Gehirn, um im Laufe des Gesprächs mit ihr das zu finden, was er ihr sagen wollte.

Er klingelte; aber nicht so zuversichtlich wie früher. Es fiel ihm dies ein, während der halben Minute, die er vor der Thür zu warten hatte, ehe der Diener öffnete. Das Gefühl, das ihn dabei überschlich, war ein bitteres. Ja, es war in den letzten Monaten recht schlimm gekommen; er hatte während derselben viel einbüßen müssen. — Und warum? Was hatte er verbrochen? War er schlechter, als seine Freunde und Genossen? — Sie spielten, heuchelten, logen, lebten wie er. — Sie waren reicher oder hatten mehr Glück als er. Das war der einzige Unterschied zwischen ihnen und ihm.— Er kam sich plötzlich wie ein vom Schicksal grausam und ungerecht Verfolgter vor, und war auf gutem Wege sentimental zu werden.

Die Thür zur Wohnung der Frau Alzati wurde geöffnet, und der wohlbekannte alte Diener stand vor ihm. Aber er machte nicht ehrerbietig Platz wie früher, sondern sagte, in der Thür stehen bleibend und Tressan gewissermaßen den Eingang versperrend: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause."

Tressan erinnerte sich des Tages, an dem er gehört hatte, wie Illien mit demselben Bescheide abgefertigt wurde. Er fühlte sich gedemüthigt und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Er hatte an Bianca als an seine letzte Hoffnung gedacht.

Aber es war nicht die allerletzte; es blieb ihm noch manches Andere. Er nahm eine Droschke und fuhr nach der Rue de l'Université, zu Harvey. Er hatte sich von diesem nur einmal Geld geborgt und seine Schuld zurückbezahlt. Der englische Baron war reich, gutmüthig, gefällig. Tressan wollte versuchen, eine große Anleihe bei ihm zu machen; und gelang ihm dies, so wollte er während einiger Monate dem Spiele ganz entsagen — wenigstens dem gefährlichen Macao. — Ecarté war eine andre Sache; da fühlte er sich mehr Meister seines Glücks. — Und vor nächstem Winter wollte er verheirathet sein: mit einer reichen Frau. Er athmete wieder freier auf; es war ihm, als habe er das Geld, das er sich von Harvey zu borgen beabsichtigte, bereits in der Tasche.

Sir Richard war nicht zu Hause.

Tressan wollte sich gewissermaßen binden, den Entschluß, den er nun gefaßt hatte, auszuführen. Er ließ sich von Harvey's Diener Papier und ein Couvert geben und schrieb auf, er werde sich am nächsten Morgen wieder vorstellen, er habe Sir Richard um eine Gefälligkeit zu bitten. — Dies Alles verschaffte ihm noch nicht das Geld, das er für seine Gläubiger von gestern Abend gebrauchte — aber bei diesen wollte er sich durch einen beliebigen Vorwand entschuldigen. Sie mochten ahnen, daß es ein Vorwand wäre — darüber mußte er sich, wie über so manches Andere, hinwegsetzen. Er wußte, mit wem er diesmal zu thun hatte: mit vornehmen Leuten, die ruhig für sich behalten würden, was sie über ihn denken mochten.

Es war über diese verschiedenen Gänge halb drei Uhr

geworden. Tressan ließ sich nach dem Trocadero fahren, stieg dort aus und begab sich zu Fuß nach der nah' gelegenen Villa in der Avenue de l'Empereur. Franz war auf seinem Posten, die Baronin noch nicht angekommen.

Tressan ging in den kleinen warmen Salon und wartete wenige Minuten. Dann hörte er einen Wagen vor der Thür halten, und gleich darauf vernahm er, daß Marie die Treppe heraufstieg. Sie ging langsam. Ihr Schritt war nicht mehr so leicht und elastisch wie er ihn früher gekannt. — Tressan öffnete die Thür und ging ihr entgegen. Sie schritt, dicht verschleiert, stumm an ihm vorüber und trat in das Zimmer. Dort ließ sie sich auf einen Sessel fallen, und blieb eine Minute, die Tressan sehr lang erschien, unbeweglich sitzen.

„Wollen Sie nicht den Hut abnehmen?“ fragte Tressan verlegen.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, aber hob langsam den dunkeln Schleier in die Höhe und zeigte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz.

Tressan wich erschrocken einen Schritt zurück. Sie sah ihn fest an. „Sie scheinen etwas ermüdet,“ murmelte er.

„Was haben Sie aus mir gemacht?“ fragte sie mit einer Stimme, die ihm ganz fremd erschien, so hohl und heiser klang sie.

Er hatte eine Scene vorausgesehen. Es war ihm unangenehm; aber er fürchtete sich davor nicht. Er gehörte nicht zu jenen Männern, denen Frauen Furcht einflößen können. — Das Verhältniß mit Marie war seit geraumer Zeit ein unerquickliches; er hatte schon mehrere Male die

Absicht gehabt, es zu lösen. Er war durchaus nicht abgeneigt, die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um einen vollständigen Bruch herbeizuführen. Er würde auf ihre Frage eine harte Antwort gegeben haben, und war um eine solche nicht verlegen, denn er konnte rücksichtslos bis zur Grausamkeit sein; aber sogar in seinem Herzen regte sich Etwas wie Mitleid beim Anblick des armen, schwachen Wesens, das ohnmächtig und krank vor ihm saß. „Ich muß der Sache schnell ein Ende machen," sagte er sich. „Es ist für die Frau selbst am besten. Die Aufregung schadet ihr." — Und mit dem Tone eines barmherzigen Samariters wandte er sich an sie:

„Meine liebe Marie, ich habe Ihre Ruhe nicht stören wollen, und dies ist der Grund, weshalb ich Sie seit geraumer Zeit nicht gebeten habe, mir Gelegenheit zu geben, Sie allein zu sprechen. Ich sah, daß Sie beunruhigt, daß Sie leidend waren, und hielt es deshalb für meine Pflicht, den großen Wunsch, Sie zu sehen, gewaltsam bei mir zu unterdrücken. Es ist mir nicht leicht geworden, dies durchzuführen . . . aber davon will ich nicht weiter sprechen. Ich bin stark genug, meine Schmerzen allein zu tragen, und Sie sollen darunter nicht mitleiden."

Sie sah ihn verwundert, sprachlos an.

„Ich weiß ganz genau, was Sie heute hierherführt," fuhr er mit vollkommener Ruhe fort. „Sie haben durch Ihre Mutter erfahren, daß ich um die Hand Ihrer Schwester angehalten habe."

Sie zuckte zusammen, und bog sich in den Sessel zurück,

wie um die Entfernung zwischen ihm und ihr größer zu machen. Er bemerkte dies, aber ließ sich nicht stören. Seine wohlgesetzte Rede floß ruhig und klar weiter, als habe sie kein Hinderniß angetroffen.

„Ich bin Ihnen und mir schuldig, jede Aufklärung über diesen Punkt zu verweigern. Sie werden die Motive, denen ich gehorchte, als ich diesen für mich höchst peinlichen Schritt that, nicht verstehen oder nicht billigen. Wir sind zwei verschiedene Naturen, meine liebe Marie. — Ich glaube, ich kenne Sie; — ich bin ganz sicher, daß Sie mich nicht kennen, die Tiefe meiner Leidenschaft nicht ermessen, und deshalb die Opfer, die ich ihr zu bringen bereit bin, nicht begreifen."

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, gleichsam als verscheuche er ein Bild, das sich seinem Geiste darstellte und sagte dazu mit schmerzlicher, vollkommener Resignation: „Auch davon will ich nicht sprechen."

Marie hatte sich nach vorn gebeugt. Sie stützte sich mit den kleinen abgemagerten Händen auf die Lehnen des Sessels, und blickte ihn starr an. Er wollte salbungsvoll fortfahren; sie unterbrach ihn.

„Wollen Sie mir zu verstehen geben," sagte sie ganz langsam, gleichsam als wäge sie jedes einzelne Wort, bevor sie es aussprach, „daß Sie aus Liebe zu mir, der Gemahl meiner Schwester zu werden beabsichtigten?"

Er hatte wie gewöhnlich, auf's Gerathewohl gesprochen, sich wie immer auf seine Geschicklichkeit verlassen, um im Laufe des Gespräches einen Punkt auszufinden, an dem er nach dem

vorgesteckten Ziele einbiegen könnte. Nun war ihm, als sei der Weg vor ihm auf einmal versperrt; er wußte nicht mehr wo hinaus, wie sich drehen und wenden; und obgleich er fühlte, daß er einen Fehler beging, so nickte er stumm und bedeutsam zu der Frage, die Marie ihm gestellt hatte.

„Also so tief bin ich gesunken,“ sagte sie leise, wie zu sich selbst sprechend. — Aber plötzlich, in wenigen Secunden ging eine beängstigende Verwandlung in ihr vor. Das Blut schoß ihr heiß in das bleiche Gesicht und machte es erglühen; ihre Augen sprühten Zorn.

„Sie lügen!“ rief sie.

Es traf ihn wie ein Schlag in's Gesicht, und er taumelte zurück. Sein Antlitz wurde von jäher Röthe übergossen und gleich darauf todtenbleich. Er sah sie mit durchbohrenden Blicken an; dann, als habe er einen heroischen Sieg über seinen Zorn davongetragen, griff er nach seinem Hut, um sich zu entfernen. Sie sprang in die Höhe und stellte sich vor die Thür.

„Nein!“ rief sie: „Du entgehst mir nicht!“ Ihre Stimme war gebrochen; aber eine furchtbare, eine wahnsinnige Energie sprach aus jedem Ton, aus jeder Geste.

Er blieb mitten im Zimmer stehen. Er hatte seine innere Ruhe bereits wieder gewonnen, war vollständig Herr seiner selbst, obschon er es für gerathen hielt, noch die äußeren Anzeichen tiefster Erregung und Entrüstung zu bewahren.

„Was bedeutet diese Komödie?“ fragte er kalt, aber mit zitternder Stimme, damit sie merke, wie sehr er sich beherrsche, wie schwer es ihm werde, seine Ruhe zu behaupten. Und

nach einer Kunstpause setzte er mit bitterm Hohne hinzu: „Fürchten Sie nicht, daß ich verschwinde, ohne das Halsband zurückgegeben zu haben . . . Ich eile, es zu holen."

„Oh!" sagte sie schmerzlich, langgedehnt, mit beiden Händen eine abwehrende Geste machend, als wollte sie solch' ungeahnte Erbärmlichkeit von sich abwehren. — Er hatte noch den Muth, das Lächeln auf seinen Lippen zu bewahren.

Sie aber hörte und sah nichts mehr. Ob er jetzt spottete, spielte, heuchelte, log, war ihr gleichgültig. Nichts kümmerte sie mehr. Wenn ihr Gatte, ihre Mutter, ihre Schwester, wenn ganz Paris sie in diesem Augenblick gesehen hätte, sie würde es nicht beachtet haben. Sie hatte nun Alles verloren: Ruhe, Ehre, Glück — seit einer Minute ihre Liebe, die es ihr bis dahin möglich gemacht hatte, unruhig, unglücklich, elend zu leben. Nun hatte sie Nichts mehr zu verlieren und fürchtete nichts mehr und war furchtbar. Es war ihr, als müsse sie ersticken. Sie griff mit beiden Händen oben an ihr Mieder und riß es gewaltsam auseinander. Ihre Augen blickten wild umher, sie stieß einen gällen Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden.

Tressan stürzte auf sie zu und trug sie auf das Sopha. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. — Er hörte Gepolter auf der Treppe. Die Thür wurde aufgerissen. Franz blickte mit verstörtem Gesichte in das Zimmer.

„Was wollen Sie?" schrie Tressan ihm wüthend zu.

Aber Lecouvreur rührte sich nicht. „Ich habe meine Verantwortlichkeit," sagte er, „wennschon ich nur ein Diener bin. — Es klang als würde hier Jemand ermordet."

Er trat keck vorwärts und sah die Baronin wie todt, mit aufgerissenem Kleide daliegen.

„Unglücklicher! Was haben Sie gethan?“ rief er, sich an Tressan wendend.

Dieser übersah die ganze Lage. Wenn er sich nicht sofort mit Lecouvreur verständigte, so war dieser im Stande, zum Polizeicommissarius zu laufen und seinen Herrn anzuklagen, ein Verbrechen begangen zu haben. — Tressan mußte vor allen Dingen den Mann beruhigen, der, wie die meisten Franzosen seiner Klasse, eine unvernünftige Furcht vor allem Gesetzwidrigen hatte.

„Sie irren sich,“ sagte er kalt. „Die Dame ist ohnmächtig geworden. Oeffnen Sie das Fenster und bringen Sie kaltes Wasser und Eau de Cologne. — Schnell!“

Lecouvreur zog sich mißtrauisch zurück aber er gehorchte; er brachte das Verlangte und blieb dann störrisch neben Tressan stehen, ihn und die kranke Frau scharf beobachtend. Die Sache hatte ihre Richtigkeit: Die Frau war ohnmächtig.

„Die schöne Baronin,“ sagte sich Lecouvreur. Er machte diese Entdeckung ohne Ueberraschung, ohne Genugthuung und ohne einen Augenblick den Gedanken zu hegen, daraus irgend welchen Nutzen für sich zu ziehen.

Marie schlug die Augen auf und blickte entsetzt um sich: „Mutter!“ jammerte sie.

Tressan beugte sich über sie. „Zurück!“ rief sie.

„Wie wird das enden?“ murmelte Tressan bestürzt. Er sah schon die Polizei im Hause, die Baronin d'Eltang, Vieuville . . Er ahnte einen furchtbaren Scandal, die Entdeckung aller von ihm verübten Erbärmlichkeiten.

Lecouvreur hatte seine Sicherheit wiedergewonnen, und seine Gedanken wanderten auf derselben Spur, wie die seines Herrn. „Es wäre wohl das Beste," sagte er halblaut, „der gnädige Herr schickten mich zur Frau Baronin d'Eltang. Die beiden Damen werden sich schon mit einander verständigen."

Tressan hörte zu, ohne sofort zu verstehen. Marie's Rufen nach ihrer Mutter war in ein leises Wimmern übergegangen, und ihre Augen hatten sich wieder geschlossen.

Tressan stand eine Weile sinnend da. „Bleiben Sie hier," sagte er „und wachen Sie sorgfältig über die Dame. Sie haften mir dafür, daß sie das Haus nicht verläßt, ehe ich zurückgekehrt bin." Dann wandte er sich dem Sopha zu, auf dem die Kranke lag und sagte laut: „Ich werde Ihre Mutter sofort hierherholen. Um ihretwillen warten Sie meine Rückkehr ab."

Er eilte auf die Straße. Er wußte wo der Wagen stand, der die Baronin nach der Villa geführt hatte, und sprang hinein.

„Zur Baronin d'Eltang! Was das Pferd laufen kann!"

Die Entfernung von der Avenue de l'Empereur nach dem Faubourg St. Honoré war in wenigen Minuten zurückgelegt.

„Die Frau Baronin empfängt nicht," sagte der Diener. „Sie ist unwohl."

Tressan zog eine Karte aus der Tasche.

„Geben Sie mir ein Couvert," sagte er.

Er schrieb einige Worte auf die Karte und verschloß das Couvert: „Bringen Sie dies sofort der Frau Baronin."

Der Mann sah, daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse und eilte davon. Nach einer Minute kam er zurück und bat Herrn Tressan, ihm zu folgen. Die Baronin wartete an der Thür des Salons.

„Was giebt es?" fragte sie bestürzt.

„Was ich Ihnen geschrieben habe," antwortete Tressan mit der Stimme und dem Ton eines überführten, verstockten Verbrechers. „Es gilt das Leben Ihres Kindes. Sie müssen mich sofort begleiten. Mein Wagen wartet unten. Ich werde Ihnen unterwegs Alles erzählen."

Wenige Minuten später rollte der Wagen bereits wieder der Avenue de l'Empereur zu.

Tressan hatte nun nur noch eine Hoffnung, um es zu ermöglichen, einen großen, höchst unangenehmen Scandal zu vermeiden, diejenige, daß es der Mutter gelingen möge, die Tochter zu beruhigen. Er ließ sich auf gar keine Erklärungen oder Entschuldigungen ein, sondern erzählte einfach, die Baronin Vieuville sei in einem Hause in der Avenue de l'Empereur plötzlich erkrankt, liege im Fieber, und verlange nach ihrer Mutter. „Ich kann Ihnen im Interesse Ihrer Tochter nur anempfehlen, sie in das Hôtel d'Eltang zu schaffen und den Baron Vieuville von ihr entfernt zu halten, bis sie sich wieder beruhigt hat. Die Discretion des Kutschers und meines Dieners kann ich garantiren."

Die Baronin blickte stumm aus dem Wagenfenster; sobald das Coupé anhielt, sprang sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens hinaus und eilte vor Tressan in die Villa.

„Wo?" fragte sie.

Tressan ging ihr voran und stieg die kleine Treppe empor. Sie folgte ihm auf den Fersen. Als er die Stubenthür, vor der Lecouvreur Wache stand, öffnen wollte, schob sie ihn unsanft bei Seite. — „Halt! Nicht weiter!“ Dann trat sie vor ihm in das Zimmer, das sie hinter sich schloß.

Tressan und Lecouvreur standen sich im Flur einige Augenblicke verlegen gegenüber. Der Diener schien Mitleiden mit seinem Herrn zu fühlen und entfernte sich. Tressan blieb wie angewurzelt an der Stelle stehen, an der ihn die Baronin verlassen hatte.

Im Zimmer war Alles ruhig. Nach einigen Minuten wurde die Thür halb geöffnet und die Baronin rief hinaus: „Einen Wagen! Nicht den Wagen, der mich hierher gebracht hat! Eine Droschke!“

Sie wartete auf Antwort, ohne Tressan zu sehen, der sich hinter der Thür an die Mauer gedrückt hatte. „Zu Befehl, gnädige Frau!“ rief Lecouvreur von unten zurück, und gleich darauf konnte man ihn aus dem Hause laufen hören.

Tressan schlich sich auf den Fußspitzen in das Nebenzimmer und stellte sich dort an das Fenster, wo er, hinter der Gardine versteckt, sehen konnte, was auf der Straße vorging.

Bald darauf kam eine Droschke gefahren. Lecouvreur sprang vom Bock und lief in das Haus. — Tressan hörte sodann, wie die Thür des Salon geöffnet wurde und vernahm schlürfende Schritte im Gang und auf der Treppe. Nach einer Weile, die ihm unbeschreiblich lang erschien, erblickte er zwei Frauengestalten, von denen sich die eine schwerfällig auf den

Arm der andern stützte. Sie stiegen in den Wagen. Die Baronin bog sich mit verstörtem Gesichte aus dem Fenster und gab dem Kutscher eine Adresse. Dieser peitschte den magern Gaul und das Fuhrwerk rollte langsam davon.

XVII.

Tressan ging am Abend nach der letzten Zusammenkunft mit Marie nicht in seinen Club, aber er verbrachte dessen ungeachtet eine schlaflose Nacht. — Bis zu dem Moment, da Marie ihm die Worte: „Sie lügen!“ in's Gesicht geschleudert, hatte er sich eigentlich nie klar gemacht, daß er etwas Anderes als ein achtungswerthes Mitglied der guten Gesellschaft sei. Vor wenigen Stunden noch hatte er sich im Geiste mit seinen Genossen verglichen und sich nicht schlechter befunden als diese. Nun dämmerte der Gedanke in ihm auf, daß ihm noch nicht vollständig geholfen sein würde, selbst wenn es ihm gelingen sollte, Desgremont und Ashton rechtzeitig zu bezahlen. — Er malte sich die Unterhaltung zwischen Marie und ihrer Mutter aus, und es überlief ihn heiß, wenn er daran dachte, mit welcher Verachtung die beiden Frauen von ihm sprechen durften. Er fürchtete nicht, von ihnen verrathen zu werden. Vieuville's Ehre machte Mutter und Tochter zu seinen Verbündeten; aber die Halsbandgeschichte quälte ihn. Er wollte am nächsten Morgen zu Harvey gehen. Der Mann sollte, mußte ihm Geld borgen, wenn auch nur die fünfzehn Tausend Franken, die der Wucherer verlangt hatte.

Er fühlte die Verpflichtung, an Desgremont und Ashton

zu schreiben. Er nahm Papier, um dies zu thun; aber er hatte nicht den Muth, die wenigen Zeilen aufzusetzen, die genügt haben würden, ihn bei seinen Gläubigern zu entschuldigen.

„Nur nicht den Kopf verlieren!“ ermahnte er sich. Aber es half Nichts: er hatte den Kopf verloren. Er entsandte Lecouvreur mit mündlichen Bestellungen an Desgremont und Ashton: Sie möchten ihn heute Abend nicht erwarten; er sei plötzlich verhindert, in den Club zu kommen. — Sobald Franz sich mit dieser Botschaft entfernt hatte, bereute Tressan, sie gegeben zu haben; — aber es war zu spät. Gleich darauf verschwand die ganze Angelegenheit seinem Geiste wieder. Es schwirrte ihm im Kopfe. „Nur ruhiges Blut behalten!“ sagte er sich. „Nur nicht zu weit sehen wollen. Das nächste ist, ich muß Geld auftreiben. Ich gehe also zu Harvey; er giebt mir wenigstens zwanzigtausend Franken . . .“ Seine Gedanken schweiften wieder ab. Er sah Marie vor sich: „Sie lügen! Zurück!“ — die Baronin d'Eltang: „Halt! Nicht weiter!“ — den Diener der Frau Alzati: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause.“ — Franz Lecouvreur: „Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ Die Gestalten paarten sich zusammen, drangen auf ihn ein, verfolgten ihn wie in einem bösen Traume. Er griff nach seinem Hut und eilte in's Freie.

Die Nacht war kühl. Die frische Luft beruhigte ihn etwas. Er ging nach der Rue de l'Université. Es war elf Uhr, als er vor der Thür des Baronets anlangte. Der Concierge sagte ihm, Sir Richard sei ausgegangen; aber in dem Augenblick als Tressan wieder fortgehen wollte, trat ihm Harvey in der Hausthür entgegen. Die Beiden begrüßten sich; dann sagte Tressan:

„Eine Nachricht, die ich soeben erhalten habe, nöthigt mich, vielleicht Paris morgen Vormittag zu verlassen. Ich habe deshalb heute Abend noch zu ungewöhnlicher Stunde den Versuch gemacht, Sie zu sehen.“

Sir Richard war in gehobener Stimmung. Die letzten Worte, die Martha ihm gesagt, hatten seinem Herzen unendlich wohl gethan. Jede Gelegenheit, sich des Vertrauens der Gräfin würdig zu zeigen, war ihm willkommen. Er antwortete Tressan, daß er sich freue, seinen Besuch nicht verfehlt zu haben, und lud ihn ein, ihm in sein Zimmer zu folgen. Dort entledigte er sich seines Huts und Ueberrocks, bat seinen Gast ein Gleiches zu thun, bot ihm einen Stuhl an, nahm ihm gegenüber Platz und sagte dann, Tressan gerade aber nicht mißtrauisch oder unfreundlich anblickend:

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Tressan?“

Tressan hatte bis dahin auf Lügen wie auf reelle Thatsachen gebaut; nun hatte er sein geradezu unbegrenztes Vertrauen zur Lüge plötzlich eingebüßt. Er wagte nicht mehr, zu erfinden, sondern sagte schlicht und einfach, ganz wie ein bedrängter Ehrenmann es gethan haben würde, er sei in furchtbarer Verlegenheit und wisse keine Rettung mehr, wenn Harvey ihm nicht helfen wolle.

„Wieviel gebrauchen Sie?“ fragte Harvey.

„Eine große Summe: sechzig Tausend Franken; aber ich muß mich mit Weniger begnügen, wenn Sie mir diese nicht geben wollen. Mit der Hälfte bereits kann ich mich aus der peinlichsten Verlegenheit reißen; mit dem ganzen Betrage würde ich gerettet sein.“

„Die Summe, die Sie nennen, erschreckt mich nicht," sagte Sir Richard; „und ich will sie Ihnen geben . . ."

Tressan traute seinen Sinnen nicht und blickte den Baronet verstört an.

„— aber," fuhr dieser gelassen, fort; „nur unter gewissen, ganz bestimmtenBedingungen."

„Was befehlen Sie?"

„Ich muß darauf bestehen, daß Sie Paris innerhalb acht Tage verlassen, und sich mir gegenüber in bindendster Weise verpflichten, drei Jahre lang im Auslande — nicht etwa in Brüssel, London, Florenz oder Baden, nein wirklich im Auslande — in Amerika z. B. zu leben."

„Gern, gern!" rief Tressan. „Paris ist mir verhaßt!"

Ihm war nur daran gelegen, das Geld zu bekommen; er hätte weit härtere Bedingungen mit in den Kauf genommen. Das, was Harvey von ihm verlangte, war ihm nicht einmal peinlich. Ja Paris war ihm verhaßt! Der unruhige Mann sehnte sich, wie ein geschlagener Soldat auf der Flucht, nach Ruhe. — In einer Secunde und auf wenige Secunden, trug ihn seine Einbildungskraft nach Amerika, in die öden Prärieen, den stillen Wald, fern von dem reißenden Strom, gegen den er ermattend noch ankämpfte, fern von Denjenigen, die ihn geliebt hatten und nun verachteten . . und die ihn dennoch vielleicht, wenn er gegangen war, beweinen würden. — Als seine Gedanken wieder nach der Rue de l'Université zurückkehrten, begegnete sein unstäter Blick dem des Barons, der mit einem Ausdruck von Verwunderung auf ihm ruhte. Tressan war sofort wieder bei der Sache.

„Ich füge mich Ihren Bedingungen," sagte er; „aber gestatten Sie mir eine Frage: Welches Interesse haben Sie daran, daß ich Paris verlasse?"

Harvey hatte diese Frage erwartet. Er entgegnete, er habe in Erfahrung gebracht, daß Frau Alzati die Schwester der Gräfin Daxat sei; er interessire sich für Beide, und wünsche aus Gründen, auf die er Herrn Tressan gegenüber wohl nicht einzugehen brauche, daß dieser aus Frau Alzati's Nähe entfernt werde. Harvey fügte hinzu, daß Tressan geloben müsse, sich Frau Alzati niemals wieder zu nähern, und sie überhaupt in Zukunft in keiner Weise mehr zu behelligen. „Es muß für Sie sein," sagte er; „oder es muß wenigstens nach Außen hin erscheinen, als ob die genannte Dame niemals für Sie gelebt hätte."

Tressan gab zu Allem, wenn schon durch stumme Zeichen allein, seine Zustimmung.

Dann kam ein Punkt, über den Harvey nicht ohne Verlegenheit hinwegkonnte. Tressan sollte schriftlich geloben, die Versprechen treu und ehrlich zu erfüllen, die Harvey ihm auferlegte. Auch dagegen erhob Tressan keinen Einwand. Seine Energie war gebrochen.

„Ich werde Alles unterschreiben, was sie mir vorzulegen für gut befinden," sagte er mit zu Boden geschlagenen Augen. Er spielte nicht mehr Komödie. Er schämte sich; er fühlte sich entlarvt, dem einfachen Manne gegenüber, unbeschreiblich klein und erbärmlich. — Wenn er nur erst in Amerika wäre, weit von allen Demüthigungen, die jetzt über ihn hereinbrachen und ihn bedrohten! — Welchen Lärm würde seine

Flucht machen! — Aber was kümmerte ihn das! In den Clubs hatte Niemand ein Recht, ihn zu tadeln. Er wollte seine Spielschulden bis auf den letzten Heller bezahlen. Seine anderen Gläubiger waren Wucherer, Lieferanten, Handwerker, die ihn, die Einen betrogen, die Anderen übertheuert hatten. Sie konnten warten! Niemand würde Mitleiden mit ihnen haben. — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, die Freundin Harvey's? . . Sie würde Niemand sagen, daß er ihr Schuldner sei. — Und das Halsband wollte er sofort zurückerstatten. Dann war er auch mit Marie quitt; dann stand er ganz rein da.

„Ich werde Alles unterschreiben," wiederholte er. „Nur habe ich noch eine Bitte: Geben Sie mir heute Abend noch fünfzehntausend Franken."

Harvey versicherte, daß er soviel Geld nicht im Hause habe, und fügte hinzu, daß Tressan sich die ganze Summe, die er verlangt hatte, morgen früh um elf Uhr holen könne. Damit mußte Tressan sich begnügen.

Als er gegangen war, setzte Harvey mit großer Sorgfalt ein Schriftstück auf, welches Tressan verhindern sollte, sich vor Ablauf von drei Jahren in Paris blicken zu lassen, oder sich je wieder der Schwester Martha's zu nähern. Darauf ging Sir Richard hochzufrieden zu Bette.

Am nächsten Morgen, zur bestimmten Stunde, erschien Tressan wieder bei ihm. Die schlaflose Nacht hatte ihm keinen schlechten Rath gebracht, und er war noch immer bereit, auf die ihm von Harvey gestellten Bedingungen einzugehen. Er zeichnete das Schriftstück, nachdem er von dessen Inhalt ohne

seine Miene zu verziehen, Kenntniß genommen hatte, und steckte sodann die Summe die Sir Richard ihm in Cheques und Banknoten aushändigte, in die Tasche.

„Ich hoffe Paris früher zu verlassen, als Sie es wünschen," sagte er. „Ich kann Ihnen nicht danken . ." Seine Stimme bebte; er heuchelte nicht; er war wirklich bewegt. „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen außer obiger Sicherheit, die ja nur zwischen Ihnen und mir von Werth ist, ein andres Document auszustellen, das mich auch vor dem Gesetz zu Ihrem Schuldner macht!"

„Das ist nicht nöthig," antwortete Harvey wohlwollend. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir das Geld zurückgeben werden, wenn Sie es können. Wird Ihnen dies nicht möglich, so leiste ich darauf Verzicht. Ich bin ein reicher Mann und betrachte das Geld, mit dem ich Sie gerettet zu haben wünsche, unter allen Umständen als gut angelegt."

Als Tressan in der Straße war, fühlte er sich wieder zu neuem Leben erwacht. Der Entschluß, das gegebene Versprechen getreulich zu erfüllen, wie es einem Ehrenmanne ziemt, blieb jedoch fest in ihm. Diesen Sieg über seine Erbärmlichkeit hatte Harvey davongetragen. Tressan wollte seinem Retter keinen Grund geben, ihn zu verachten; aber es war ihm unmöglich mit sechzigtausend Franken in der Tasche, nicht einen Versuch zu machen, seine Stellung vor seiner Abreise noch zu verbessern. Er schuldete an Desgremont und Ashton ungefähr fünfunddreißigtausend Franken; fünfzehntausend Franken sollte der Wucherer bekommen, der das Halsband hatte; für fünftausend Franken wollte er einen

Wechsel auf New-York kaufen, und mit der kleinen Summe von fünftausend Franken, die ihm dann noch übrig blieb, wollte er, vor dem Tage seiner Abreise, sein Glück im Club noch einmal versuchen. — Er fuhr zunächst zu dem Wucherer und handelte mit ihm so lange, bis dieser ihm das Halsband für zwölftausend Franken zurückgab und für die übrigen achttausend Franken einen Wechsel von zehntausend nahm. — Dann begab er sich entschlossen nach dem Hôtel d'Eltang. Er hätte seinem Diener oder dem ersten besten Commissionär ruhig eine größere Summe anvertraut, als das Collier werth war, aber er mußte sich positive Gewißheit verschaffen, daß der Schmuck direct wieder in die Hände der Baronin käme.

Derselbe Diener, der ihn am vorhergehenden Tage empfangen hatte, sagte ihm, er habe bestimmten Befehl, Niemand vorzulassen. Frau von Vieuville sei erkrankt, und werde von ihrer Mutter gepflegt. Tressan ließ sich nicht abweisen; er war auf Alles vorbereitet. Er überreichte dem Diener einen Brief, den er bei dem Wucherer geschrieben hatte, und der an die Baronin gerichtet war. Der Diener sah die Adresse mißtrauisch an.

„Ich weiß nicht, ob ich den Brief hinauftragen darf," sagte er. „Ich habe strenge Befehle . . "

Tressan drückte ihm ein Goldstück in die Hand, und der Mann entfernte sich. Er kam nach mehreren Minuten zurück und bedeutete Tressan, ihm zu folgen.

Die Baronin d'Eltang stand der Eingangsthür gegenüber am äußersten Ende des Salons, als Tressan hereintrat. Sie hatte einen einfachen Morgenanzug an; ihr Haar war

noch nicht geordnet; sie sah wie eine ganz alte Frau aus. Sie nickte mehrere Male stumm und bedeutsam und sagte endlich halblaut: „Sie sind mehr als muthig."

„Ich konnte dies nur Ihnen übergeben," antwortete Tressan. „Es ist mir schwer genug geworden, hierherzukommen."

Er stellte das Etui mit dem Halsband, das sorgfältig in Papier verpackt war, auf den nächsten Tisch. Als er wieder nach der Baronin blickte, war diese verschwunden. Tressan entfernte sich darauf schnell.

„Das Schwerste ist vollbracht," sagte er sich, als er wieder in der Straße war. „Der Rest ist Kinderspiel."

Er ging nach Hause und ordnete seine Rechnung mit Lecouvreur in gewohnter, geschäftsmäßiger Weise. — Er wollte nicht wie ein Dieb entfliehen. Seine Gläubiger sollten ihm nicht nachsagen können, sie haben das Nest, nachdem er ausgeflogen sei, leer gefunden. Er verpackte in eine lederne Handtasche, die er auf Reisen bei sich zu behalten pflegte, seine Juwelen und einige Kleinigkeiten, an denen er besonders hing, warf einen Stoß Briefe in das Kaminfeuer, und sagte seinem Diener, er werde auf zwei, vielleicht drei Wochen verreisen — nach London; Lecouvreur werde von ihm hören, um ihm Briefe nachzuschicken; er solle Alles bereit machen und den Koffer morgen oder übermorgen packen. „Niemand braucht zu erfahren, daß ich abreise," setzte er hinzu.

Lecouvreur war an derartige Aufträge gewöhnt und zeigte keine Ueberraschung. „Paris wird ihm nach der gestrigen

Scene zu heiß geworden sein," dachte er. „Er will den ersten Sturm vorübergehen lassen." Franz fand dies ganz in der Ordnung und machte sich ohne Säumen daran, die Befehle seines Herrn auszuführen.

XVIII.

Dem Baron Vieuville war es während der zweiten Hälfte des Winters unverdient schlecht gegangen. Eifersucht nagte an seinem Herzen. Er hatte alle ihm zur Verfügung stehenden Hülfsmittel aufgeboten, um sich die Gewißheit zu verschaffen, die er wie das größte Uebel fürchtete; aber er hatte absolut Nichts in Erfahrung bringen können. Er überwachte seine Frau auf Schritt und Tritt. Anfänglich war dies noch mit einigen Schwierigkeiten verbunden gewesen; später jedoch hatte es keine Mühe mehr gekostet. Die Baronin war aus Gründen, die Vieuville nicht zu entdecken vermochte, täglich trauriger, stiller geworden; seit mehreren Wochen bereits ging sie zu Niemand mehr, als zu ihrer Mutter, und in seltenen Zwischenräumen zur Gräfin Darat. Die Begleitung ihres Mannes war ihr, dem Anschein nach, stets willkommen gewesen; nie hatte sie einen Vorwand gesucht, um sich seiner zu entledigen. — Vieuville hatte wochenlang in der Nähe der verdächtigen Villa, in der Avenue de l'Empereur, Schildwacht gestanden. Das Haus schien unbewohnt; die Fenster waren geschlossen; der Garten zeigte deutliche Spuren arger Vernachlässigung. Einige gefällige Conciergen der Nachbarschaft waren bereit gewesen, über die Bewohner der Villa das Wenige zu sagen, was sie

wußten. Ihre Berichte stimmten darin überein, daß sich, außer dem Diener Lecouvreur, Niemand mehr in dem kleinen Hause blicken lasse.

Nach und nach schlummerte Vieuville's Argwohn wieder ein. Er war ein Mann, der ebenso leicht und schnell zu erregen wie zu beruhigen war. — Weshalb sollte gerade Marie die Frau sein, mit der Tressan sich in der Avenue de l'Empereur Rendez-vous gegeben hatte? Weshalb nicht vielleicht die Gräfin Daxat oder irgend eine andere Person? Hatte Franz Lecouvreur nicht ausgesagt, eine kleine Dame sei niemals in das Haus gekommen? — Aber Vieuville wollte auf das Schlimmste vorbereitet bleiben. Er fuhr fort in den Fechtsaal zu gehen; und die Lehren praktischer Weisheit, die in wohlgesetzter Rede aus dem Munde des erfahrenen und gesprächigen Lehrers flossen, fanden bei ihm aufmerksames Gehör. Der Fechtmeister war in seinem Elemente, wenn man über Duelliren sprach. Es fiel ihm keineswegs als etwas Absonderliches auf, wenn einer seiner Schüler sich über dieses Thema mit ihm unterhalten wollte. Er hatte dem Baron Vieuville unaufgefordert längere Vorträge gehalten über die Art und Weise sich auf der Mensur zu benehmen, und der Baron hatte als die Quintessenz aller Fechtmeister-philosophie festgehalten, daß die erste Pflicht eines jeden Duellanten sei, sich selbst zu beschützen; die zweite, seinen Gegner unschädlich zu machen; und daß es folglich und schließlich nichts Absurderes gäbe, als chevalereske Großmuth, einem Manne gegenüber, dessen spitze und scharfe Klinge das eigene Leben bedroht.

„Geduld und Ruhe, Herr Baron," sagte Dumesnil, der Fechtmeister „das ist Alles, was ein Mann gebraucht, der es so weit wie Sie gebracht hat . . Abwarten, bis der Gegner müde oder hitzig wird, sich eine Blöße giebt oder eine Unvorsichtigkeit begeht; aber nur um Gotteswillen nicht wie ein Wüthender auf ihn losstürzen oder seiner eigenen Geschicklichkeit vertrauen Ausdauer und Fassung ist Alles auf der Mensur, wenn man siegreich aus einem Duell hervorgehen will — und ich vermuthe nicht, verehrter Baron, daß Sie jemals von Leder ziehen werden, um das Vergnügen zu haben, sich von einem Firlefanz aufspießen zu lassen."

„Nein, ich will ihn aufspießen!" sagte der Baron ingrimmig.

„Das ist recht! So liebe ich meine Schüler! Nur nicht großmüthig sein. — Ausweichen, pariren, die Manier des Gegners aufmerksam beobachten, ihn mürbe oder zornig machen, und wenn dies erreicht ist — dann vorwärts: eins, zwei, drei, — vlan!"

Er machte vier schnelle Bewegungen mit dem Fleuret, das er in der Hand hielt und spießte einen imaginären Gegner damit auf. „Da liegt der Kerl mit drei Zoll Eisen in der Brust; und wir wischen den Degen ab und gehen vergnügt nach Hause."

„Und er hat es verdient, der Elende!" murmelte Vieuville.

„Natürlich hat er es verdient," meinte Dumesnil. Dann stockte er plötzlich, sah den Baron sinnend an und fragte gedehnt: „Wer?"

„Nun der Gegner," antwortete Vieuville nachlässig.

„Ach so? — Ganz richtig!" sagte Dumesnil schnell wieder beruhigt.

„. . Ich will seine Kniffe gründlich kennen lernen,“ sagte sich Vieuville, als er aus dem Fechtsaale nach Hause zurückkehrte.

Er war unfähig, auch nur den kleinsten unerlaubten Vortheil über seinen erbittertsten Feind zu nehmen, aber er hatte eine kindische Freude an machiavellistischen Plänen, die von Zeit zu Zeit in seinem schwerfälligen Gehirn erstanden.

Tressan besuchte keinen öffentlichen Fechtsaal; Vieuville brachte dagegen in Erfahrung, daß Tressan nicht selten im Saal des Clubs die Handschuhe anzog und den Korb aufsetzte, um sich eine halbe Stunde lang Bewegung zu machen. Er hatte den Ruf eines gefährlichen kaltblütigen Fechters.

„Ich will seine Kniffe kennen lernen,“ wiederholte sich Vieuville, und er ließ sich durch zwei ältere, wohlsituirte Bekannte in den Club einführen, in dem Tressan, René Lemercier und Alexis Illien Mitglieder waren. Er hielt sich stundenlang im Fechtsaale auf und erwarb sich dort den Ruf eines „amateur de première force“; aber das Glück war ihm nicht hold: Tressan ließ sich nicht ein einziges Mal im Fechtsaal blicken. Er saß im Spielzimmer. Vieuville folgte ihm dorthin. Er wollte nicht mehr eifersüchtig auf ihn sein; doch zog es ihn unwiderstehlich in die Nähe des Mannes, der sein Lebensglück zerstört hatte.

Tressan konnte eine Bewegung der Verwunderung nicht unterdrücken, als er Vieuville zum ersten Male im Club antraf. Dann grüßte er ihn ungezwungen und sagte: „Haben Sie sich bekehren lassen? Sind Sie Einer der Unsrigen geworden? Das freut mich.“

Vieuville gab eine banale Antwort: er sehe sich gern die

Zeitungen an; er treffe im Club mit alten Jugendfreunden zusammen, die man niemals in Gesellschaft sehe u. s. w. Tressan nickte dazu zustimmend. Im Grunde war es ihm ganz gleichgültig, ob Vieuville in seinen Cercle kam oder nicht.

Die Besuche des Barons im Club wurden häufiger, und bald zählte er zu den regelmäßigen Gästen. — In seinem Hause war es sehr traurig. Die Baronin saß ihm dort bleich und stumm gegenüber oder unterhielt sich mit ihrer Mutter und Schwester oder mit der Gräfin Daxat über Sachen, die Vieuville nicht interessirten. Er sehnte sich nach Zerstreuung, und suchte sie im Club. Aber er fand auch dort kein rechtes Vergnügen. Er wanderte wie ein unstäter Geist aus dem Fechtsaal in das Spielzimmer, aus diesem in das Lesecabinet oder in den großen Salon. Sobald jedoch Tressan erschien, hatten diese Wanderungen ein Ende. Dann verlor Vieuville den Mann, der schuldig oder unschuldig die Ursache seines Unglücks war, so wenig wie möglich aus den Augen. Er nährte eigentlich keinen bittern Haß mehr gegen ihn; der Mann beschäftigte seine Gedanken nur fortwährend, und Vieuville verfolgte ihn, er wußte eigentlich selbst nicht warum. — Tressan sah dies nicht oder wollte es nicht bemerken. Der Spielsaal war neutrales Gebiet, auf dem alle Mitglieder des Clubs zusammentrafen. Vieuville hatte dasselbe Recht dort zu sein wie jeder Andere, und Niemand bekümmerte sich darum, daß er sich dort häufig und lange aufhielt, ohne jemals selbst eine Karte anzurühren. Er hatte, wenn er nicht aufgeregt war, den Anstand eines vornehmen Mannes, und war im Allgemeinen gern gesehen oder wenigstens ohne Uebelwollen geduldet.

Eines Tages erschien Vieuville zu ungewöhnlich früher Stunde, bald nach dem Essen im Club. Er sah beunruhigt und niedergeschlagen aus. Als er am vorhergehenden Tage gegen sechs Uhr nach Hause gekommen war, hatte man ihm gemeldet, daß seine Schwägerin, Fräulein Anna d'Eltang, auf ihn warte, und diese hatte ihm unter Thränen erzählt, Marie sei plötzlich krank geworden, und ihre Mutter pflege sie im Hôtel d'Eltang. Vieuville wollte sofort zu seiner Frau eilen. Anna hielt ihn zurück: „Sie dürfen sie nicht sehen," sagte sie. „Der Arzt hat es auf das Bestimmteste verboten. Niemand von uns darf zu ihr." Anna begann laut zu schluchzen: „Der Arzt sagt, sie bedürfe vollkommener Ruhe; jede, selbst die kleinste Aufregung könne ihr tödtlich sein."

„Barmherziger Gott!" stöhnte der arme Vieuville. „Was fehlt ihr?"

„Sie liegt im Fieber. Sie war schon lange so elend und krank . . .Ach Edmund! Meine arme, gute Schwester!"

Vieuville wollte wenigstens seine Schwiegermutter sehen, um von dieser Genaueres zu erfahren, und eilte mit Anna nach dem Hôtel d'Eltang. Die alte Baronin kam ihm entgegen und versuchte ihn zu beruhigen.

„Marie schläft," flüsterte sie, denn die Unterhaltung fand in einem kleinen Zimmer statt, dicht neben dem, in dem die Kranke lag. „Es wird hoffentlich Alles gut enden. Verlassen Sie sich auf mich!"

„Darf ich sie nicht sehen?"

„Unmöglich, Edmund! Es könnte ihr Tod sein."

Vieuville gehorchte. Er blieb bis zu einer späten Stunde

im Hôtel d'Eltang und kehrte sodann nach seiner Wohnung zurück. Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, war er wieder in dem kleinen Salon, neben dem Krankenzimmer. Anna leistete ihm Gesellschaft; auch der alte Baron erschien mehrere Male. Die Baronin kam von Zeit zu Zeit und erstattete Bericht über das Befinden der Kranken. — Gegen zwölf Uhr Mittags brachte der Diener einen Brief für Madame d'Eltang. Bald darauf trat diese aus dem Krankenzimmer. „Ich werde nur wenige Minuten fortbleiben," sagte sie zu Vieuville. „Warten Sie hier auf mich." Sie kehrte in der That gleich zurück und bat ihre Tochter Anna, ein kleines Packet zu holen, das sie im Salon finden würde, und es in ihr, der Baronin, Schlafzimmer zu tragen.

Der Rest des Tages ging ruhig dahin. Vieuville speiste mit seinem Schwiegervater und seiner Schwägerin, und verließ nach dem Essen das Hôtel d'Eltang, um einen kleinen Spaziergang zu machen und sich dann wieder auf seinen Posten, neben dem Krankenzimmer, zu begeben. Sein Weg führte ihn in die Nähe des Clubs; und aus Gewohnheit und ohne einen bestimmten Zweck zu haben, trat er hinein.

Die großen schönen Salons waren um diese Stunde verödet. Im Lesezimmer saßen einige Herren, die im Club gegessen hatten und nun rauchten oder schliefen. Unter ersteren befand sich Alexis Illien. Er erhob sich, als er Vieuville eintreten sah und erkundigte sich nach dessen Befinden. — Vieuville, der sich wieder mit dem jungen Russen versöhnt, seitdem dieser den beständigen Umgang mit Tressan aufgegeben hatte, und dessen mittheilungsbedürftiges Herz voll zum Zerspringen war, klagte

Illien seinen Kummer über das plötzliche und schwere Erkranken der Baronin. Der gutmüthige Illien versuchte zu trösten; aber Vieuville entgegnete: „Ich fürchte . . ich fürchte . .“ Darauf wandte er sich schnell ab, um die große Bewegung, die er nicht mehr beherrschen konnte, zu verbergen, und setzte seine unstäte Wanderung fort. — Aus dem Nebenzimmer, dem kleinen Spielsaal, ertönten von Zeit zu Zeit kurze, abgebrochene Worte; auch hörte man das Aufklappen der steifen Cartonblätter auf dem Spieltisch und das eigenthümlich schleifende Geräusch beim Mischen, und dann wieder das knitternde Gleiten der schnell auf den Tisch geworfenen Spielkarten.

Vieuville blieb an der Eingangsthür zum Spielsaal stehen. Dicht vor ihm, an einem kleinen Tisch, saßen Tressan und Desgremont und spielten eifrig Tressan drehte der Thür den Rücken zu und bemerkte Vieuville's Erscheinen nicht. Dieser trat in das Lesezimmer zurück und ließ sich in einen Sessel fallen, der in seiner Nähe, dicht neben der Thür stand. Er konnte von dort die Spielenden beobachten, ohne von Tressan gesehen zu werden.

Vieuville dachte an ganz andere Dinge als an Karten; aber unwillkürlich legte er sich Rechenschaft davon ab, daß die beiden jungen Leute vor ihm mit einer Partie Ecarté beschäftigt waren: „Proponire . Wieviel . . der König . .“ schlug es an sein Ohr.

Der Baron starrte in Träumereien versunken gerade vor sich hin. Plötzlich blinkte er schnell mit den Augen und sah scharf nach Tressan's Hand. — Einige Secunden später waren die Karten ausgespielt. — Bald darauf gab Tressan wieder. —

Vieuville beugte sich nach vorn. Er rieb sich die Augen . . War es möglich? . . Nein, er mußte sich irren. Aber es war das zweite Mal, daß er dasselbe sah. — Jetzt hielt Tressan zum dritten Male die Karten, seitdem Vieuville auf ihn aufmerksam geworden war. Tressan gab mit fieberhafter Hast, hob die Karten auf und ließ sie schnell durch seine Finger laufen. — Und zum dritten Male zählte der Baron sechs Karten in Tressan's Hand. Er saß eine Minute wie erstarrt; dann stand er auf und näherte sich dem Spieltisch. — Tressan blickte mit einer nervösen Bewegung zu ihm auf; Desgremont wünschte ihm guten Abend.

„Kommen Sie zu mir", sagte Desgremont. „Tressan läßt sich nicht gern in die Karten sehen; er fürchtet den bösen Blick. Mir kann es nicht schlechter gehen, als es geht. Bringen Sie mir Glück!"

Tressan lächelte verlegen und sagte: „Ich bin abergläubisch beim Spiel."

Vieuville trat an die andre Seite des Tisches. Er hatte im Vorübergehen ganz deutlich gesehen, daß Tressan eine niedrige rothe Karte in der Hand hielt. — Desgremont spielte den Caro-König, Tressan trumpfte mit einer Pique-Karte, spielte noch einmal Atout, dreimal Trèfle und gewann das Spiel.

„Bin ich von Sinnen?" fragte sich Vieuville. „Was ist aus der kleinen rothen Karte geworden, die Tressan in der Hand hielt?"

Vieuville setzte sich wieder auf seinen alten Platz. Er hatte für den Augenblick sogar die Krankheit seiner Frau vergessen. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Partie concentrirt. —

Die Karten flogen, verschoben sich, flimmerten, zitterten in Tressan's beweglichen, hagern Fingern. Es war unmöglich, dieselbe Karte auch nur für eine halbe Secunde im Auge zu behalten — aber Vieuville sah ganz deutlich, daß Tressan zu verschiedenen Malen mehr als fünf Karten in der Hand hielt.

„Er betrügt" sagte sich Vieuville. — Er blieb wie festgebannt sitzen. — Was sollte er thun? . . Nun konnte er sich rächen . . Sollte er Tressan denunciren? — Nein! Sein Gefühl empörte sich dagegen . . Aber sollte er ruhig mitansehen, daß ein falscher Spieler das allgemeine Vertrauen mißbrauchte, ehrliche Männer bestahl? — Das durfte er auch nicht. Er sann noch einige Minuten, und plötzlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

Er stand auf, stellte sich neben Tressan, und als wieder eine Partie beendet war, sagte er ruhig:

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen, Herr Tressan. Darf ich Sie bitten, mir in das Nebenzimmer zu folgen?" Tressan schrak zusammen und erhob sich schnell.

„Ich stehe sofort wieder zu Diensten," sagte er, sich an Desgremont wendend.

„Beeilen Sie sich nicht," entgegnete dieser gelassen. „Jede fünf Minuten sind für mich so gut, wie eine gewonnene Partie, denn ich spiele heute wirklich mit unerhörtem Unglück." Er warf sich auf seinen Sitz zurück, kreuzte die Beine und hörte, wie eine Thür hinter ihm, die nach einem andern, zu dieser Stunde leeren Zimmer führte, geöffnet und geschlossen wurde.

Vieuville blieb in der Nähe der Thür stehen, versicherte

sich durch einen Blick, daß Niemand außer Tressan, der todtenbleich vor ihm stand, ihn höre, und sagte dann leise:

„Ich habe Sie seit einer halben Stunde beobachtet, Herr Tressan."

„Ich verstehe Sie nicht."

„. . . Ich sage Ihnen, daß ich Sie beobachtet habe . . ganz genau."

„Ich verstehe Sie in der That nicht, Herr Baron. Was wollen Sie sagen?"

„Ich will sagen . ." er stockte einige Secunden und blickte beschämt zu Boden; „daß ich Sie bedaure . . aufrichtig bedaure. Verlassen Sie den Club; verlassen Sie Paris . . das Geheimniß soll in meiner Brust begraben sein."

„Herr Baron, ich muß Sie zum dritten und letzten Male ersuchen, deutlicher zu sprechen. Ich bin nicht in der Stimmung Charaden zu lösen."

Vieuville fühlte, daß ihm das heiße Blut zu Kopfe stieg. „Sie wünschen dies wirklich?" sagte er drohend.

„Ich bestehe jetzt darauf!"

Nun hatte Vieuville's Geduld und mit ihr sein Mitleiden ein Ende; aber er hielt sich noch zurück und sagte noch immer mit gedämpfter Stimme: „Sie haben falsch gespielt."

In seinem ganzen Leben war Vieuville nicht so überrascht gewesen, wie gleich nachdem er diese Worte gesprochen hatte. Er hatte geglaubt, Tressan werde, so zu sagen, vor ihm versinken; aber nun stand ihm der Mann anscheinend ruhig, mit einem häßlichen Lächeln auf dem Gesichte gegenüber und sagte:

„Ihre Einbildungskunst läßt Sie im Stich, Herr Baron. . .

Suchen Sie etwas Anderes, etwas Besseres. Mit dieser Erfindung machen Sie sich wirklich nur bodenlos lächerlich."

Vieuville starrte Tressan mit offenem Munde an. Dieser fuhr in spöttischem Tone fort:

„Sie suchen Streit mit mir. — Warum? — Das weiß ich nicht, interessirt mich auch nicht weiter. Ich constatire einfach, daß Sie meine Diener bestochen und es für gut befunden haben, sich in der Loge meines Concierge zu verstecken, um mich auszuspioniren. Ich habe für derartige Liebhabereien kein Verständniß; aber sie amüsiren mich bei anderen. Ich zürne Ihnen auch jetzt nicht. Sie thun mir leid; und als Beweis meines ungetrübten Wohlwollens wiederhole ich Ihnen: Suchen Sie einen andern Vorwand, Herr Baron . . . Bedenken Sie doch, daß ich mich beim Spiel ruinirt habe. — Haben Sie je von falschen Spielern gehört, die die Philantropie so weit trieben, daß sie ihre Gegner gewinnen ließen? . Soll ich Ihnen helfen, Herr Baron? — Befehlen Sie, daß ich Ihre Kleider schlecht gemacht finde oder Ihre politischen Ansichten nicht theile! — Sprechen Sie einen Wunsch aus. Ich bin Ihr gehorsamster Diener."

Vieuville hob beide Arme in die Höhe und wich einen Schritt zurück. Unbeschreibliche Ueberraschung übermannte ihn einen Augenblick. Er gebrauchte mehrere Secunden, um nur zu verstehen, was der Andere meinte. Endlich wurde er wieder Meister seiner Sinne aber nicht seines Zornes, und mit dröhnender Stimme rief er aus:

„Sie sind ein frecher Lügner!"

„Nun ist es genug," sagte Tressan kalt.

Er öffnete die Thür, und die Beiden traten wieder in das Spielzimmer. Desgremont und zehn oder zwölf andere Clubmitglieder, die jetzt dort versammelt waren, starrten alle in sprachlosem Erstaunen nach der Thür, hinter der sie Vieuville's letzte Worte klar und deutlich vernommen hatten.

„Meine Herren," sagte Tressan mit großer Würde; „ich bedaure unendlich, in eine Angelegenheit verwickelt worden zu sein, welche die Ruhe unsres Clubs in unerhörter Weise stört. — Der Baron Vieuville, der sich nicht gescheut hat, sich in der Loge meines Portier's zu verstecken, um zu sehen, wer mich besucht; der meinen Diener bestochen hat, um sich von ihm über mein Leben unterrichten zu lassen, der mich seit Monaten, wie ein Spion auf Schritt und Tritt verfolgt — der Baron Vieuville, der aus mir unbekannten Gründen Streit mit mir sucht, hat mich soeben auf das Gröblichste beleidigt. Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verschaffen wissen, und ich gebe Ihnen, meine Herren, diese Aufklärung, um Ihnen zu beweisen, wie unschuldig ich an dem beklagenswerthen Auftritte bin, dessen Zeugen Sie geworden sind."

Vieuville war sprachlos vor Zorn. Er zitterte. Er wollte auf Tressan losstürzen, ihn niederschlagen. Die anwesenden Clubmitglieder verhinderten ihn daran.

„Herr Baron," sagte der Herzog Desgremont entrüstet. „Sie scheinen als ein neues Mitglied die Gebräuche unserer Gesellschaft nicht zu kennen. Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie durch Ihr Benehmen den ganzen Club beleidigen!"

Vieuville erbleichte und hielt sich mit beiden Händen den Kopf: „Ich werde wahnsinnig," murmelte er.

Desgremont, der ein vornehmer und guter Mensch war und der zu ahnen glaubte, was in dem Herzen des beleidigten Ehemannes vorging, hatte Mitleid mit ihm.

„Beruhigen Sie sich," sagte er. „Glauben Sie mir, es ist das Beste. Sie sind in diesem Augenblick aufgeregt. Vertrauen Sie die Regulirung der ganzen Angelegenheit Freunden an, die Ihre Interessen besser wahrnehmen werden, als Sie selbst dies augenblicklich thun können."

„Ich schwöre Ihnen, meine Herren, bei meiner Ehre, bei Allem was mir heilig ist, daß der Mann dort lügt; daß ich gesehen habe, wie er betrogen hat."

Es war ein solcher Ernst, ja eine solche weihevolle Würde in der Haltung des tiefgekränkten Mannes, daß dadurch mehrere der Anwesenden in ihrer Ueberzeugung von Tressan's Unschuld erschüttert wurden. Tressan fühlte dies und beeilte sich, dem Auftritt ein Ende zu machen. Er flüsterte einem seiner intimsten Bekannten, dem Vicomte d'Alizières, einige Worte in das Ohr, und dieser näherte sich gleich darauf dem Baron Vieuville.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Baron," sagte d'Alizières, nachdem er sich tief vor Vieuville verbeugt hatte, „wo ich heute Abend, in einer halben Stunde vielleicht, die Ehre haben kann, Sie zu sehen?"

Vieuville zuckte zusammen. Das Bild seiner kranken Frau, das während des ganzen Auftrittes aus seinem Geiste verscheucht gewesen war, trat plötzlich wieder lebhaft vor seine Seele.

„Im Hôtel d'Eltang," sagte er mit bebender Stimme.

Aller Blicke richteten sich befremdet auf ihn. — Hatte

der Mann Furcht? — Er sah sich hülflos, rathlos, wie ein gestelltes Thier, im Kreise um. Da trafen seine irrenden Augen den graden Blick des Grafen Illien.

„Die Baronin Vieuville ist schwer erkrankt. Sie liegt bei ihrer Mutter . . . im Sterben."

Alexis sprach ganz leise, aber seine Stimme drang in alle Herzen. Die Umstehenden sahen sich betroffen an; einige machten eine Bewegung und traten einen Schritt zurück. Tressan blieb allein, von allen verlassen, stehen. — Tiefes Schweigen trat ein, und inmitten dieser feierlichen Pause entfernte sich der Baron Vieuville.

XIX.

Am nächsten Tage, dem ersten Sonntag im Monat April, unterhielt sich „Ganz Paris" von der „Affaire Vieuville-Tressan". — Außerhalb des Clubs, in dem der Streit stattgefunden hatte, sprach sich die öffentliche Meinung mit überwiegender Majorität zu Gunsten Tressan's aus. Man wiederholte dort die von diesem erhobene Anklage der Spionirerei und fand es „tactlos, ungeschickt, undelicat", daß Vieuville den Versuch gemacht hatte, „den unbescholtenen Ruf eines der liebenswürdigsten Cavaliere von Paris" durch eine boshafte Verdächtigung beflecken zu wollen. Natürlich wurde der Baron allgemein verspottet; wogegen man Herrn Tressan gewissermaßen Dank wußte, Veranlassung zu einem höchst ergötzlichen Zwischenfall gegeben zu haben. — Aber unter den unmittelbaren Zeugen des peinlichen Auftrittes im Club fand Olivier Tressan mehrere geheime und sogar einen offenen Ankläger.

„Ich kann den kläglichen Blick, mit dem Vieuville mich ansah, nicht loswerden,“ sagte Desgremont. „Er hat mich während der ganzen Nacht verfolgt. Der Mann mag zu weit gegangen sein, aber er sah wirklich zum Erbarmen aus.“

Desgremont äußerte sich in dieser Weise inmitten einer Gruppe junger Leute, die sich am Sonntag, kurz vor dem Essen, im großen Salon des Clubs versammelt hatten, um die letzten Nachrichten über den Tagesscandal einzuholen und sich sodann am Abend in Gesellschaft als „gutunterrichtet“ nützlich und angenehm zu machen.

Rohault vertheidigte Tressan, indem er wiederholte, was außerhalb des Cercle über Vieuville's Benehmen gesagt wurde.

Da erhob sich eine Stimme, die man bis dahin im Club niemals laut hatte sprechen hören, die des jungen, schüchternen Grafen Alexis Illien.

„Sie übersehen Eins,“ sagte dieser, „nämlich, daß Sie noch gar nicht wissen können, ob Vieuville einen Vorwand gesucht, seine Anklage böswillig erfunden, oder die einfache Wahrheit gesagt hat.“

„So glauben Sie, daß Tressan . .?“ fragte Rohault betroffen.

„Was ich glaube, will ich vorläufig noch für mich behalten,“ fuhr Illien ruhig fort; „aber ich bin gern bereit zu erklären, daß ich den Baron Vieuville für einen Ehrenmann halte, und daß ich Sie sehr hart für ihn finde. — Sie scheinen als selbstverständlich anzunehmen, daß er gelogen hat.“

Desgremont, dem der gute Ruf seines Clubs am Herzen lag, fürchtete eine neue Scene, der möglicherweise ein Duell

zwischen Illien und Rohault folgen konnte. Er wandte sich deshalb beschwichtigend an den Einen und den Andern. Illien hörte ihm gelassen zu; aber als Desgremont schwieg, wiederholte er, sich an die Gruppe wendend, die ihn umstand: „Ich halte den Baron Vieuville für einen Ehrenmann, und glaube seinen Worten, es sei denn, daß man mir beweise, daß er die Unwahrheit gesagt hat."

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche," sagte eine Stimme hinter Illien. Er wandte sich um. Tressan stand vor ihm. „Darf ich Sie bitten," fuhr dieser höflich fort, „zu wiederholen, was Sie soeben geäußert haben."

Illien zauderte einige Secunden, dann antwortete er: „Wollen Sie mir nicht gestatten, dies in einigen Tagen zu thun? — Ich bin mit gewissen Gebräuchen, die hier als strenge Regel gelten, nicht ganz vertraut; aber ich glaube zu wissen, daß Sie augenblicklich, so zu sagen, unantastbar sind. Sobald Sie Ihre Rechnung mit meinem verehrten Freunde, dem Baron Vieuville, abgeschlossen haben, werden Sie mich bereit finden, Ihnen Red' und Antwort zu stehen."

Tressan warf dem Russen einen giftigen Blick zu, dem gleich darauf ein unangenehmes Lächeln folgte. „Ich werde nicht verfehlen," sagte Tressan, „Sie in kurzer Frist an Ihr Versprechen zu erinnern; aber ich glaube zur Aufklärung der hier anwesenden Herren, ohne Verzug andeuten zu müssen, daß die Freundschaft, die Sie dem Baron von Vieuville octroyiren, oder vielmehr das Uebelwollen, welches Sie für mich an den Tag legen, nicht vollständig unintereſſirt ist . . . Verstehen Sie mich Graf Illien? Oder wünschen Sie, daß ich mich deutlicher ausdrücke?"

„Ich verstehe," entgegnete Illien bleich vor Zorn, „daß Sie ein Elender sind!"

„Meine Herren!" rief Desgremont.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Tressan sich an diesen wendend; „aber ich appellire an Sie Alle, ob ich es bin, der hier eine Ruhestörung provocirt hat." — Darauf warf er den Kopf stolz in die Höhe, maß Illien mit einem verächtlichen Blicke und sagte kalt: „Sie werden bald von mir hören. Augenblicklich gehöre ich mir nicht an."

„Ich meinte dasselbe," entgegnete Illien, der schnell wieder ruhig geworden war, „als ich vorhin den Wunsch ausdrückte, meine Aeußerungen über Sie nicht sofort zu wiederholen."

René Lemercier saß als stummer Zeuge dieses Auftritts in einem Sessel in der Nähe des Kamins. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen, und war von dem, was er hörte, halb betäubt.

„Soll ich Bertha die Geschichte erzählen?" fragte er sich, als er gegen sechs Uhr aus dem Club nach Hause ging. Er überlegte sich, daß die Angelegenheit seiner Schwester unmöglich verborgen bleiben konnte. „Da ist es am besten, sie erfährt Alles durch mich," meinte er.

Er war auffallend still und zerstreut während der Mahlzeit. Nach dem Essen gab er Bertha ein Zeichen, das diese sofort verstand. „Ich möchte mir ein Buch aus Deinem Zimmer holen," sagte sie. „Komm' und leuchte mir."

Die beiden Geschwister entfernten sich; die Mutter blieb mit einer Handarbeit am Kamine sitzen und schlief bald darauf ein.

René glaubte nicht, daß er besondere Rücksichten auf die Gefühle seiner Schwester zu nehmen hätte, wenn es sich um die Schicksale Tressan's und Vieuville's handelte, und sein Bericht über den Auftritt im Club war ein kurzer und sachlicher. Er konnte nicht sehen, welchen Eindruck seine Erzählung auf Bertha machte. Das Zimmer, in dem sich die Beiden befanden, war nur matt erleuchtet, und Bertha hatte sich gleich nach den ersten Worten, die ihr Bruder ausgesprochen, so gesetzt, daß ihre Gesichtszüge im Schatten waren. Als René schwieg, trat eine Pause ein. Endlich sagte Bertha mit schwacher Stimme:

„Gieb mir ein Glas Wasser."

René ging in das Nebenzimmer und brachte seiner Schwester das Verlangte, ohne etwas von ihrem Zustande zu bemerken. Sie trank das Wasser langsam aus, reichte ihm das Glas zurück und sagte, sich erhebend:

„Wir dürfen die Mutter nicht zu lange allein lassen."

„Aber was sagst Du zu der Geschichte?" fragte er.

Sie antwortete nicht, und nach kurzer Pause richtete sie selbst eine Frage an ihren Bruder:

„Wann wird das Duell mit Vieuville stattfinden?"

„Davon hat man noch nicht gesprochen. Ich vermuthe übermorgen; d'Alizières und Riancourt secundiren Tressan; Harvey und der Oberst Véron Vieuville. — Ich weiß auch nicht, welche Waffen gewählt worden sind; jedenfalls wird es eine ernste Geschichte werden."

Die Bedingungen des Duells waren jedoch bereits festgestellt worden; aber Niemand außer den Betheiligten, die Schweigen gelobt und bewahrt hatten, wußte dies. — Harvey

war zunächst abgeneigt gewesen, sich in die Angelegenheit zu mischen; aber als er den armen Vieuville starren Blicks, der Verzweiflung nahe, vor sich gesehen, als er sich überzeugt hatte, daß eine unglückliche Verkettung von Umständen den Baron nöthigte, dem falschen Spieler Genugthuung zu geben, wenn er sich nicht von der Gesellschaft, der er angehörte, in Acht erklären lassen wollte, da war Harvey schnell entschlossen gewesen, seinen Freund in der Noth nicht zu verlassen. — Vieuville's zweiter Zeuge war ein entfernter Verwandter des Baron's, ein Mann reifen Alters, Oberst in der Garde und ein angesehenes Mitglied des Clubs, in dem der Auftritt mit Tressan stattgefunden hatte. Vieuville war zufälligerweise — denn seine Verwirrung hatte ihm nicht gestattet, etwas Ueberlegtes zu thun — in der Wahl seiner Secundanten sehr glücklich gewesen. Viele Leute sagten sich, daß Männer wie Harvey und Véron sich nicht für Vieuville interessirt haben würden, wenn seine Sache nicht eine gute wäre.

Die vier Secundanten hatten sich schnell über die Bedingungen geeinigt, unter denen das Duell stattfinden sollte. Alle waren der Meinung gewesen, daß es sich nur um einen folgeschweren Zweikampf handeln könnte. Er sollte am Montag Morgen, um halb sieben Uhr, an einem ruhigen Plätzchen in der Nähe des Mont Valérien stattfinden. „Ich garantire," hatte der Oberst gesagt, „daß uns dort Niemand stören wird." — Die Bedingungen des Duells waren: einmaliger Kugelwechsel auf fünf Schritt Barrière.

Die Unterhandlungen zwischen den Secundanten hatten am Sonntag Morgen stattgefunden. Gegen ein Uhr Nachmittag

begab sich Harvey in das Hôtel d'Eltang, um Vieuville das Resultat derselben mitzutheilen. Der Baron hörte ihm zerstreut zu.

„Ich werde Sie morgen früh um fünf Uhr abholen," sagte Harvey. „Sie brauchen sich um nichts zu bekümmern. Oberst Véron und ich werden Alles besorgen."

„Sehr wohl . . Adieu . ."

Vieuville wollte sich entfernen. Harvey hielt ihn zurück.

„Ein Wort," sagte er, „es ist meine Pflicht, heute für Sie an Alles zu denken . . . Kann ich Ihnen behülflich sein, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen?"

„Wozu?" antwortete Vieuville. „Wenn Marie . . wenn Marie erst todt ist . . nun so ist Alles in Ordnung."

„Wie geht es der Baronin?" fragte Harvey schnell, in der Sorge um die kranke Freundin das Duell vergessend.

Vieuville blickte mit Augen, die nichts sahen, um sich, als suche er eine Antwort; wiegte sich unruhig von einem Fuß auf den andern, und klopfte dabei leise die ausgespreizten Finger der beiden Hände gegeneinander; dann senkte er das Haupt, wandte sich ab und verließ das Zimmer ohne geantwortet zu haben.

Harvey, durch diese Pantominen betroffen und beunruhigt, ließ Fräulein Anna d'Eltang durch einen Diener bitten, in den Salon zu kommen. Das junge Mädchen erschien mit rothgeweinten Augen und erzählte, Marie sei sehr krank; der Arzt scheine jede Hoffnung aufgegeben zu haben, und die Mutter habe zum Priester geschickt.

„Könnte ich Ihre Schwester sehen?" fragte Harvey.

Anna verließ den Salon und kam mit dem Bescheide zurück, ihre Mutter lasse Sir Richard bitten, am Abend wieder zu kommen, da die Kranke augenblicklich zu schlummern scheine.

Harvey entfernte sich darauf und fuhr zu Frau Alzati, die jetzt bei ihrer Schwester wohnte und der er von dieser vorgestellt worden war. Die junge Frau hatte Sir Richard's Sympathie sofort gewonnen. Unter dem Einfluß der aufregenden Sorge um Marie und um Vieuville begrüßte er sie, als ob sie alte und gute Bekannte gewesen wären. — Lätizia, ihrerseits, fühlte sich dankbar und vertrauensvoll zu Harvey hingezogen, denn sie wußte aus Martha's Munde, daß sie in ihm einen treuen Verbündeten habe. Sie ahnte übrigens, ohne daß Martha oder Harvey die leiseste Andeutung gemacht hätten, daß Sir Richard's Sympathie für sie, ein Widerschein seiner Liebe für ihre Schwester sei.

Harvey erfuhr von Frau Alzati, daß die Gräfin Daxat am Abend um acht Uhr aus der Bretagne zurückkommen werde. Sie hatte nicht Zeit gehabt zu schreiben, aber sie hatte ihrer Schwester eine Depesche gesandt, aus der hervorging, daß die gute, alte Marquise ohne langes Bedenken Partei für die Schwester ihrer Schwägerin ergriffen hatte.

„Martha theilt mir mit," erzählte Lätizia, „daß ich mich darauf vorzubereiten habe, morgen bereits mit ihr nach Drieux abzureisen."

Harvey drückte seine Freude darüber aus, daß die Angelegenheit einen so guten Verlauf nähme; darauf sprach er von der Krankheit der Baronin von Vieuville; und da er voraussetzte, daß Martha lebhaftes Interesse an dem Befinden

ihrer Freundin nehmen werde, so versprach er, am Abend um acht Uhr an der Eisenbahn zu sein, um der Gräfin Daxat die letzten Nachrichten über den Zustand der Baronin zu bringen. Ehe er sich entfernte, wollte er Frau Alzati auch noch einige Worte über den Vorfall im Club sagen. Es war vorauszusehen, daß Lätizia von dem Streit und dem Duell hören würde. Harvey nahm an, daß sie dadurch aufgeregt werden könnte. In seiner vorsorgenden Sympathie für die unglückliche Frau wollte er ihr Zeit geben, sich zu sammeln, bevor sie mit ihrer Schwester zusammentraf.

Frau Alzati wußte nichts von dem Verhältniß zwischen Frau von Vieuville und Tressan. Sir Richard war nicht berechtigt, sich darüber zu äußern, und erzählte nur in möglichst schonender Weise, Tressan stehe von dem Baron Vieuville angeklagt, falsch gespielt zu haben und werde sich in Folge dessen mit diesem schlagen.

Lätizia hatte die Farbe gewechselt und den Blick zu Boden geschlagen als Tressan's Name ausgesprochen wurde. Als Harvey schwieg sagte sie leise, ohne den Kopf zu erheben:

„Mißverstehen Sie mich nicht .. Wäre es möglich, dem Unglücklichen einen Ausweg zu eröffnen . . . ihm bei seiner Flucht behülflich zu sein?“ Sie zögerte wieder und fügte dann noch leiser hinzu: „Vielleicht gebraucht er Geld . . . Könnten Sie es ihm nicht bringen? . . . Sie beurtheilen mich nicht falsch, Sir Richard?“

„Nein sicherlich nicht,“ antwortete dieser. „Aber Herr Tressan wird nicht fliehen wollen; er behauptet, er sei unschuldig . . Viele glauben es.“

„Sie wissen, daß er schuldig ist . . Der Unglückliche! . . Können Sie nichts für ihn thun?“

„Ich fürchte: nein; ich will aber darüber nachdenken.“

Darauf entfernte sich Harvey. Die Sorge um Marie und Vieuville und um Frau Alzati, ja sogar um den unwürdigen Tressan nahm alle seine Gedanken dermaßen in Anspruch, daß er seine eigenen größten Interessen, sein Verhältniß zu Martha, darüber vergaß. — Auch Lätizia dachte an diesem Sonntag Nachmittag nur wenig an sich selbst, obschon sie sehr wohl wußte, daß ihre ganze Zukunft jetzt auf dem Spiele stände. Sie dachte an Tressan, den sie geliebt, und der sie betrogen hatte; den sie verachtete und dennoch aus tiefster Seele bemitleidete. Sie wollte ihn nie wieder sehen — ihr Herz schauderte bei dem Gedanken eines möglichen Zusammentreffens mit ihm — aber wenn es möglich war, so wollte sie ihn retten. — Wie? — Sie durfte in der Sache nichts thun, ohne ihre Schwester um Rath gefragt zu haben. Sie nahm sich vor, am Abend mit dieser zu sprechen.

Während die Pariser über den Baron Vieuville spotteten, Tressan anklagten oder entschuldigten; — während Harvey und Lätizia um Andere, Würdige und Unwürdige sorgten; — während Tressan, einem zum Tode Verurtheilten gleich, der entschlossen ist „mit Grazie“ zu sterben, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den schmalen Lippen in seinem Zimmer auf- und abging; — während Anna d'Eltang um ihre Schwester weinte und der alte d'Eltang ruhig die „Union“ las, als drohe ihm kein Unglück; — während Vieuville in Schmerz versunken neben dem Zimmer saß, in dem sein Liebstes auf

der Welt, jetzt der Erlösung von aller Unruhe und von allem Schmerz entgegen ging; — während des langen Sonntag-Nachmittags, wich die arme, alte Baronin d'Eltang nicht von der Seite ihres Kindes. — Schmerz ist ein gutes Mittel gegen Sorgen; aber es giebt Sorgen, die derart peinigen, die so am Herzen zehren, daß sie selbst den bittersten Schmerz betäuben. — Der Baronin lag eine solche schwere Sorge wie ein Stein auf der Brust: Marie hatte bereits zu verschiedenen Malen angedeutet, daß sie Edmund allein zu sehen wünsche, und ihre Mutter hatte diese Andeutung absichtlich überhört. Nun saß sie sinnend und sorgend neben dem Lager, auf dem ihr Liebling still und bleich dalag. Sie hoffte nichts mehr, und ihr Schmerz war unbeschreiblich; aber sie fürchtete Etwas, und ihre Furcht war so groß, daß sogar ihr Schmerz davor schwieg.

„Wo ist Edmund?" fragte Marie wieder.

Die Baronin erhob sich und näherte sich der Thür; an der Schwelle blieb sie lange nachdenklich stehen; dann kehrte sie zum Bette zurück, beugte sich über die Kranke und küßte sie auf die Stirn.

„Meine Tochter," sagte sie; „schütte Dein Herz vor Deiner Mutter aus; aber schone eines Unglücklichen . . . Laß Edmund seinen Glauben, sein Vertrauen zu Dir, damit er Dich noch lieben könne, wenn Du uns erhalten bleibst, und Dich beweine und Dein Andenken ehre, wenn . . ."

Sie konnte nicht weiter sprechen; der Jammer erstickte sie; sie sank auf einen Sessel und bedeckte sich das Antlitz.

Marie blieb lange Zeit stumm und unbeweglich; dann sagte sie, starr vor sich hinblickend:

„Du hast Recht, Mutter. Ich habe nicht genug gelitten für das, was ich gethan . . Ich gehorche Dir . . und das ist meine härteste Strafe . . Nun rufe Edmund . . und sei unbesorgt.“

Der Nachmittag schlich dahin. Im Krankenzimmer wurde seit Stunden bereits kaum noch gesprochen. Marie wurde schwächer und schwächer; aber noch leuchtete volles Bewußtsein aus den dunklen Augen, die sich von Zeit zu Zeit müde schlossen und dann wieder liebevoll von der Gestalt der Mutter auf die des Gatten oder der Schwester wanderten. — Der alte Baron d'Eltang schien blind zu sein oder er wollte nicht sehen, daß es mit seinem Kinde zu Ende ging. Er erschien im Laufe des Nachmittags mehrere Male am Lager seiner Tochter, musterte sie dann jedesmal mit großer Aufmerksamkeit, aber bemerkte wohl keine bedenkliche Veränderung in ihrem Zustande, und entfernte sich immer bald wieder. — Alte Herzen werden oft so eisig kalt, als wären sie schon todt.

Um sieben Uhr erschien Harvey wieder im Hôtel d'Eltang. Er sah Marie einen Augenblick. Sie lächelte ihm freundlich zu, und als er ihr mittheilte, er gehe nun nach der Eisenbahn, um die Gräfin Daxat zu erwarten, die von einem kurzen Besuche bei ihrer Schwägerin zurückkehre, sagte Marie leise:

„Ich würde mich freuen, Martha noch einmal zu sehen. Sie war ja meine ‚schöne Freundin‘, meine beste Freundin.“

Sie lächelte kindlich, bezaubernd und fügte hinzu: „Schade, Sir Richard, daß Sie nicht als Frau geboren sind — dann hätte ich eine gute Freundin gehabt . . . und Alles wäre vielleicht anders geworden.“

Harvey erhob sich verlegen und entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, er müsse sich beeilen, um rechtzeitig an der Eisenbahn zu sein. — Auf der Station traf er mit Lätizia zusammen. Er erzählte ihr, er sei bei Tressan gewesen, habe ihn aber nicht gefunden und einen Brief hinterlassen, in dem er ihn noch zu später Stunde Rendezvous gebe. „Ich werde thun, was ich kann, um ihm zu helfen," fügte er hinzu, „aber ich fürchte, er wird jede Hülfe verschmähen."

Bald darauf kam der Zug an, und wenige Minuten später trat die Gräfin Daxat in den großen Saal, in dem Harvey und Lätizia auf sie warteten. — Nachdem die beiden Schwestern sich umarmt hatten, näherte Harvey sich der Gräfin. Sie drückte ihm herzlich die Hand und erkannte sofort an dem Ausdrucke seines Gesichtes, daß etwas Außergewöhnliches und Schmerzliches vorgefallen sei. Sie sah ihn ängstlich fragend an. — Lätizia trat einige Schritte zurück, um das Gespräch zwischen den Beiden nicht zu stören. Harvey berichtete in wenigen Worten von dem plötzlichen Erkranken der Baronin Vieuville und von dem Vorfall im Club. Obgleich er dabei gar nicht an sich selbst dachte, so bemerkte er doch, und dies gewährte ihm eine innige Befriedigung, wie vertraulich das Verhältniß zwischen ihm und Martha während der letzten Tage geworden war.

„Weiß Lätizia schon, was vorgefallen ist?" fragte die Gräfin.

„Ich habe es für das Beste gehalten, ihr Alles zu sagen."

„Sie irren sich nie, wenn es sich darum handelt Gutes zu thun," sagte Martha. Sie bat Harvey sodann, ihr am selben Abend noch, selbst wenn es spät werden sollte,

Nachrichten von Marie zu bringen: „Sagen Sie ihr, ich werde morgen ganz früh zu ihr kommen; oder noch lieber heute Abend, wenn der Doctor es erlauben will.“

Harvey verließ darauf die beiden Schwestern und begab sich zunächst nach seiner Wohnung. Er fand dort einen Brief von Tressan, den er schnell durchlas und dann mit einem ärgerlichen Achselzucken zerknitterte und in das Feuer warf. — Tressan hatte Harvey's Besuch als die Mahnung eines Gläubigers gedeutet und schrieb, Harvey könne unbesorgt sein; das Geld, das er ihm geliehen habe, werde in jedem Falle, selbst wenn er, Tressan, fallen sollte, zurückbezahlt werden. „Ich bedaure,“ schloß der Brief; „Ihnen heute Abend kein Rendezvous mehr geben zu können. Meine Zeit ist bis morgen früh vollständig in Anspruch genommen.“

Es ist ein langer Weg von der Station Montparnasse bis nach dem Viertel der Champs Elysées, in dem die Gräfin Darat wohnte; und die beiden Schwestern konnten sich während der Fahrt viel erzählen.

Lätizia erfuhr, daß die Gräfin Drieux vollständig für die gemeinschaftliche Sache der Schwestern gewonnen sei, und daß diese bei ihr wohnen könnten, bis in Paris durch einflußreiche Verwandte, Freunde und Bekannte Maßregeln getroffen seien, um Lätizia's Einführung in einige tonangebende Salons zu sichern. Lätizia sagte dazu kleinlaut:

„Ich werde in der guten Gesellschaft doch nur geduldet werden. — Wozu soll ich mich einer solchen Demüthigung aussetzen? Du würdest dies noch schmerzlicher als ich empfinden. Es genügt mir, wenn mir gute Menschen, wie Sir Richard

Harvey und die Marquise von Drieux, vertrauensvoll und freundschaftlich die Hand reichen wollen. Ich sehne mich durchaus nicht danach, fremde Leute kennen zu lernen; ich fürchte mich sogar davor. — Also gieb Dir keine Mühe, mich unter Deinen Bekannten einzubürgern . . . Es ist Alles so viel besser geworden, als ich erwarten durfte. Ich bin zufrieden, nun wieder mit Dir zusammen zu sein, und verlange nicht mehr.

Die Gräfin Daxat drang nicht weiter in ihre Schwester. Sie hatte sich im Gespräche mit der Marquise, gerade weil diese eine gute, wohlwollende Frau war, klar gemacht, daß Lätizia's Stellung in der Pariser Gesellschaft immer eine falsche bleiben müßte. Sie hatte ihrer Schwester diese demüthigende Mittheilung ersparen wollen. Es war ihr lieb, daß ihr dies so leicht gemacht wurde. — Das Gespräch stockte eine kleine Weile nach Lätizia's letzten Worten; dann fing Martha an, von dem Vorfall im Club zu sprechen. Sie wünschte, sich mit Lätizia über dies peinliche Thema im Wagen, im Dunkeln auszusprechen, um eine etwaige Verlegenheit ihrer Schwester ignoriren zu können. Auch Lätizia war daran gelegen, rasch zu sagen, was sie für Tressan zu thun beabsichtigte. Sie hatte nicht zu fürchten, von ihrer Schwester mißverstanden zu werden, aber sie schämte sich ihrer eigenen Güte und Großmuth wie einer Schwäche, und kleidete deshalb den Vorschlag, Tressan zu seiner Flucht behülflich zu sein, in einen Vorwand, der sich ihrem Geiste während des Sprechens darstellte.

„Ich hoffe," sagte sie, „Herrn Tressan nie wiederzusehen, und Du weißt, wie sehr ich dies wünschen muß. — Wenn man ihn überreden könnte, von Paris zu fliehen, so würde

er es nicht wagen, hierher zurückzukehren. Aber er wird in Geldverlegenheit sein. Kennst Du Jemand, der geeignet wäre, ihm anzubieten, was er gebrauchen mag?"

Martha war derselben Meinung wie Harvey. „Herr Tressan wird nicht entfliehen wollen," bemerkte sie.

„Es wäre ein großes Glück für mich, wenn er es thäte," entgegnete Lätizia.

Martha sann einen Augenblick nach. „Ich will heute Abend mit Sir Richard darüber sprechen," sagte sie. Sie dachte jetzt immer zuerst an den Baronet, wenn es sich darum handelte, ihr einen Dienst zu leisten.

„Kennst Du keinen andern zuverlässigen Menschen, einen jüngern Mann?" fragte Lätizia. „Tressan würde sich einem solchen gegenüber weniger beschämt fühlen."

„Graf Illien . ." sagte Martha nachdenklich.

„Nein, nicht den, das ist unmöglich!" rief Lätizia.

„René Lemercier," fuhr Martha fort.

„Ja, René Lemercier, der ist dazu geeignet! Martha, ich bitte Dich, bescheide ihn sofort zu Dir. Er war ein Freund Tressan's; er muß Mitleid mit dem Unglücklichen haben. Laß mich mit Lemercier sprechen. Ich werde ihn veranlassen, Tressan zu Hülfe zu kommen . . ."

Die Gräfin antwortete nicht.

„O, Martha, beurtheile mich nicht falsch," fuhr Lätizia flehend fort.

„Nein, nein," sagte Martha und legte ihre Hand vertraulich und liebevoll auf die ihrer Schwester. „Ich weiß wie gut Du bist. Ich will Alles thun, was Du von mir verlangst."

Der Wagen war vor dem Hause der Gräfin Daxat angelangt. Die beiden Damen stiegen aus und traten in die erleuchteten Gemächer, in denen Alles zu ihrem Empfang vorbereitet war. — Eine Kammerfrau wollte der Gräfin behülflich sein, den Hut und den Mantel abzulegen; aber Martha setzte sich im Reiseanzuge an ein kleines Bureau und schrieb wenige Zeilen. Dann ließ sie einen Diener rufen.

„Nehmen Sie den Wagen," sagte sie, „und suchen Sie Herrn Lemercier auf. Sie werden ihn in seiner Wohnung oder im Club finden; oder man wird Ihnen an dem einen oder dem anderen Orte sagen können, wo er ist. Sie müssen ihn finden. — Verstehen Sie mich? Und dann geben Sie ihm diesen Brief, und bringen Sie mir seine Antwort. Die Sache hat große Eile."

XX.

Martha hatte soeben ihren Reiseanzug abgelegt und sich in den Salon begeben, wo ihre Schwester auf sie wartete, als der Diener, der vor einer halben Stunde fortgefahren war, wieder eintrat, um zu berichten, Herr Lemercier werde sich beeilen, den Befehlen der Frau Gräfin Folge zu leisten. Wenige Minuten später hörte man einen Wagen vor der Thür anhalten, und gleich darauf wurde Herr René Lemercier angemeldet.

Er blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, als er Frau Alzati neben Gräfin Daxat sitzen sah. Diese sagte ohne jede Verlegenheit: „Sie kennen meine Schwester schon," und lud sodann Lemercier ein, Platz zu nehmen.

René wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Seit vierundzwanzig Stunden lebte er wie in einem Traum: Tressan, der „unwiderstehliche“, der elegante Cavalier, das beneidete Vorbild aller gesellschaftlichen Tugenden, Tressan, dem er niemals hatte ähnlich werden können — Tressan, angeklagt, ein falscher Spieler, ein elender Betrüger zu sein! — Und Bianca, die Frau des verstorbenen Spielers Felice Alzati, die ehemalige Geliebte Tressan's — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, und jetzt wie zu Hause am Herde der stolzen Frau! — Es war zu viel für René's kleines Gehirn. Er war zu verwirrt, um irgend welche Aufklärung zu suchen oder zu verlangen, und ließ sich mit verstörter Miene auf den Sessel fallen, den die Gräfin Daxat ihm angeboten hatte. — Wie im Traume auch, undeutlich nur, vernahm er, was die beiden Schwestern, jetzt die Eine, dann wieder die Andere sprechend, von ihm verlangten. — Was? . . Er sollte zu Tressan gehen, ihm Geld anbieten, ohne zu sagen, von wem es käme, und ihn auffordern, Paris heimlich zu verlassen? — Wer war hier nicht recht bei Verstande? Waren es die beiden Frauen, die solch seltsames Ansinnen an ihn stellten, oder war er es selbst, indem er sie mißverstand? — Er rieb sich die kleine Stirn, und plötzlich unterbrach er die Gräfin:

„Verzeihung, meine Gnädigste! Ich verstehe Sie ohne Zweifel nicht richtig.“

Aber die Gräfin wiederholte klar und deutlich, was sie bereits gesagt und was René richtig verstanden hatte.

„Das ist ganz unmöglich,“ sagte dieser mit größerer Bestimmtheit im Tone, als er sonst der Gräfin gegenüber

anzunehmen pflegte. „Das einzige Resultat meines Besuches bei Tressan würde sein, daß er mich nun auch fordern würde. — Seine Schuld ist noch nicht erwiesen. Ich mag nicht der Dritte im Bunde gegen ihn sein."

Nun war es an der Gräfin und an Lätizia nicht mehr zu verstehen. „Was wollen Sie sagen? Von welchen zwei Gegnern des Herrn Tressan sprechen Sie?"

„Von Vieuville und von Illien natürlich; von wem soll ich sprechen wollen?"

„Vom Grafen Alexis Illien?"

„Nun jawohl!"

Er sah an dem Erstaunen und Schrecken der beiden Frauen, daß diese von dem zweiten Vorfall im Club noch keine Kenntniß hatten. Es war ihm inmitten seiner Verwirrung und Aufregung, eine beruhigende Genugthuung, erzählen zu können, was er mit angesehen hatte: Illien hatte für Vieuville Partei ergriffen, und Tressan hatte den jungen Russen gefordert, oder mußte dies thun.

Eine Pause trat ein, nachdem Lemercier seinen Bericht beendet hatte. Lätizia erhob sich ohne ein Wort zu sagen und verließ das Zimmer. René und Martha saßen sich noch einige Minuten stumm gegenüber, dann sagte die Gräfin: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick — aber warten Sie auf mich." Sie folgte ihrer Schwester und kehrte erst nach einer viertel Stunde mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Können Sie den Grafen Illien heute Abend noch auffinden?" fragte sie, sich an René wendend.

„Sehr leicht."

„Wollen Sie die Güte haben, ihm diesen Brief zu geben? .. Aber er muß sicherlich heute Abend noch in seine Hände gelangen."

„Das will ich gern übernehmen; das ist eine andere Sache . . . Ich stehe immer zu Ihren Befehlen, Frau Gräfin; aber Sie werden selbst einsehen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, Ihren Auftrag an Tressan auszurichten."

„Das ist abgemacht. Sprechen wir nicht mehr davon. Sprechen Sie überhaupt nicht von der Sache, wenn Sie mir gefällig sein wollen — Es handelt sich jetzt nur noch um die schnelle Besorgung dieses Briefes an den Grafen Illien."

„Die übernehme ich." René erhob sich und fuhr fort. „Und dann will ich jetzt gehen, Frau Gräfin, wenn Sie mir keine weiteren Befehle zu geben haben. . Merkwürdige Geschichten passiren in dieser Welt! Nicht wahr? Was sagen Sie zu all' dem? . . Nun, auf Wiedersehen! — Sie können sich darauf verlassen, daß dieser Brief bald in Illien's Händen sein wird."

Damit entfernte sich Lemercier. — Martha begab sich darauf zu ihrer Schwester, die sie ängstlich fragend anblickte, als sie in das Zimmer trat.

„Sei ruhig," sagte Martha. „Er wird sicherlich kommen."

Das Dienstpersonal der Gräfin wußte gar nicht mehr, was es von dem eigenthümlichen Gebahren seiner Herrschaft denken sollte. Seit einigen Tagen herrschte in dem sonst so ruhigen, ordentlichen Hause eine Wirthschaft wie bei Damen, die sich „amüsiren". — Die Gräfin fuhr des Nachts um zwei Uhr aus, blieb bis fünf Uhr in einem fremden Hause, beherbergte

eine Unbekannte, eine Madame Lätizia, die sie ihre Schwester nannte; verreiste allein, ohne einen erfindlichen Grund; kam plötzlich wieder zurück; empfing zu ungewöhnlichen Stunden Besuche, und bekümmerte sich allem Anscheine nach um Nichts, was im Hause vorging, wo sie sonst Alles streng zu überwachen pflegte. Herr Lemercier hatte den Salon kaum verlassen, als Sir Richard Harvey sich anmelden ließ; und währenddem dieser noch in eifrigem Gespräch mit den beiden Damen saß, trotzdem es nahe an Mitternacht war, kam der Jäger eines Clubs in einem Wagen angefahren und überbrachte einen Brief, der, wie er sagte, die größte Eile hatte. — Diener, Kutscher, Kammermädchen und Köchin zerbrachen sich die Köpfe darüber, was dies Alles zu bedeuten habe.

Sir Richard und Martha hatten in der That Vieles zu besprechen. Sie bemerkten gar nicht, daß es spät geworden sei, und bekümmerten sich nicht im Mindesten darum, was die Dienerschaft sagen und denken mochte. Harvey hatte über die Krankheit der Baronin und über das Duell zwischen Tressan und Vieuville gesprochen und dagegen von der Gräfin erfahren, daß Illien ebenfalls in einen Streit mit Tressan verwickelt worden sei. — „Ist es nothwendig, daß sich Graf Illien mit Herrn Tressan schlägt?“ hatte die Gräfin gefragt. „Ist es ihm nicht erlaubt, nein, ist es nicht sogar seine Pflicht, einem Menschen von Tressan's Charakter Genugthuung zu verweigern?“

Harvey hatte darauf keine bestimmte Antwort geben können Er wollte Illien's Antwort abwarten.

Sir Richard und Martha saßen sich während dieser

Unterhaltung dicht gegenüber, denn sie sprachen leise, um von den neugierigen Leuten, die möglicherweise an den Thüren lauschen konnten, nicht gehört zu werden. Ihre Blicke begegneten sich häufig. Es waren ruhige, ehrliche Blicke, wie sie zwischen guten Freunden gewechselt werden, die sich Einer auf den Andern verlassen und in der Noth zusammen halten wollen. — Lätizia saß anscheinend theilnahmlos am Kamin. Sie hörte kaum, was die Beiden neben ihr sprachen; aber so oft ein Wagen vor der Thür anhielt, klopfte ihr das Herz, und sie wartete sodann einige Minuten mit Spannung aller Nerven, hoffend, Alexis Illien in das Zimmer treten zu sehen.

Endlich wurde die Thür geöffnet, aber es war nur ein Diener, der hereintrat. Er überreichte den Brief, der eben aus dem Club angekommen war. Martha erbrach das Couvert und durchflog den Brief mit den Augen.

„Es ist gut," sagte sie dem Diener, der wartend an der Thür stehen geblieben war. — Sobald der Mann sich entfernt hatte, wandte sie sich an Harvey und ihre Schwester. „Ein Brief von Herrn Lemercier," sagte sie und dann las sie vor:

„Graf Illien ist nicht aufzufinden. Ich habe ihn vergeblich im Club und in seiner Wohnung gesucht. Sein Diener sagte mir, der Graf sei, nachdem er zu Hause gegessen, gegen neun Uhr mit zwei Herren, die ihn aufgesucht, ausgegangen. Der Diener kannte die Herren nicht. Ich vermuthe, es waren seine Secundanten oder die des Herrn Tressan. Ich habe im Club für Illien aufgeschrieben, daß ein eiliger Brief in seiner

Wohnung auf ihn warte. Er wird Ihre Mittheilungen also sicherlich heute Abend noch lesen."

„Was hatten Sie geschrieben?" fragte Harvey, sich an Martha wendend.

„Ich bat den Grafen, womöglich heute Abend noch zu mir zu kommen; andernfalls morgen, in aller Frühe. Ich hoffe, er wird meinen Brief rechtzeitig bekommen."

„Sie können beruhigt sein," antwortete Harvey darauf. „Ich weiß positiv, daß Herr Tressan morgen Vormittag in einer Weise in Anspruch genommen ist, die ihn nicht daran denken läßt, sich um Alexis zu bekümmern. Die Unterhandlungen zwischen seinen Secundanten und denen des Grafen Illien können frühestens im Laufe des morgenden Tages stattfinden. Vorher sehen Sie unsern jungen Freund, oder ich suche ihn auf. Wir haben jedenfalls noch vierundzwanzig Stunden Zeit. Mittlerweile läuft viel Wasser in das Meer."

Er drückte darauf den beiden Frauen freundlich die Hand und empfahl sich.

„Welch' guter, edler Mensch!" sagte Lätizia ihm nachblickend.

Martha antwortete nicht, aber sie seufzte leise.

Die beiden Schwestern warteten noch lange Zeit im Salon. Als es jedoch nahe an zwei Uhr Morgens geworden war, gaben Sie die Hoffnung auf, Illien noch zu sehen, und wollten sich zur Ruhe begeben. Als Martha ihre Schwester umarmte, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, bemerkte sie, daß dieser das Antlitz wie im Fieber brannte.

„Sei ruhig, Lea," sagte sie. „Alles wird gut werden."

Lätizia schüttelte traurig das Haupt, und die Thränen

kamen ihr in die Augen. „Ich bin seit drei Tagen zu glücklich gewesen," sagte sie resignirt.

Die Schwestern waren an ein Fenster getreten und blickten stumm in die schwarze Nacht hinaus. Plötzlich prallten Beide erschrocken zurück. Ein Blitzstrahl schien dicht vor ihren Augen aus dem dunkeln Gewölk in die Erde zu fahren. Gleich darauf machte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erbeben, und dann schlug klatschender Regen gegen die Scheiben und auf das Pflaster.

„Komm mit mir," sagte Martha. „Wir wollen in demselben Zimmer schlafen. Das ist eine furchtbare Nacht! So stürmte es manchmal zu Hause, an der Küste. Gott sei denen gnädig, die jetzt auf dem Meere sind."

XXI.

Das Ungewitter, das sich spät in der Nacht über Paris entladen, hatte sich erst am frühen Morgen langsam und grollend verzogen. Aber der Regen hatte nicht aufgehört und fiel ununterbrochen und schwer auf die getränkte und überschwemmte Erde. — In den alten, ärmeren und schlechteren Stadttheilen von Paris, jenseits des Faubourg Montmartre und der Boulevards, sah man lange Reihen von Arbeitern in weißen und blauen, befleckten und zerrissenen Blousen ihrem Tagewerke zueilen; aber in den neuen, vornehmen Vierteln, in den Champs Elysées und den großen Avenuen, die sich vom Arc de Triomphe in langen graden Linien nach allen Himmelsgegenden hin erstrecken, war es unheimlich

öde. Fast kein Fußgänger war dort zu erblicken. Die Straßenkehrer, die man in diesen Stadttheilen gewöhnlich zu den frühesten Tagesstunden beschäftigt sehen kann, ließen vorläufig noch den Regen für sie arbeiten, der allen Staub in schlammigen Schmutz verwandelt hatte und allen Unrath mit sich fortschwemmte. — Die Stadtsergeanten, die Nachtdienst gehabt hatten und nun müde und fröstelnd auf Ablösung warteten, hatten unter Thorwegen Schutz vor dem Unwetter gesucht und gefunden und blickten, mehr aus Gewohnheit als aus Pflichtgefühl, die leeren Straßen auf und ab, ganz sicher, daß bei diesem Regen nichts vorfallen werde, was ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen könne. — Die Kutscher der wenigen Nachtdroschken, die am Rond-Point und am Arc de Triomphe hielten, hatten sich in ihre Wagen verkrochen und waren dort ruhig und fest eingeschlafen. Die armen, mageren Gäule ließen die knochigen, großen Köpfe hängen, und standen mit schläfrig halbgeschlossenen Augen, wie erstarrte Bilder des Elends, regungslos da.

Zwei Sergeants-de-ville die sich kameradschaftlich nebeneinander unter dem breiten Thorwege eines vornehmen Hôtels, ganz am Ende der Champs Elysées aufgestellt hatten, wandten plötzlich Beide die Köpfe nach rechts. — Zwei dunkle Coupés, von stattlichen Pferden im scharfen Trabe gezogen, waren aus der Rue de Villault in die Champs Elysées gelangt und näherten sich nun schnell dem Arc de Triomphe. — Die Kutscher in langen Ueberröcken beugten sich gegen das Wetter und schienen nur die leere Straße vor sich zu sehen. Die schweren Hufe der Pferde klatschten in den Pfützen, die

sich überall gebildet hatten und warfen dicke Schlammtropfen bis auf das Trottoir. — Die Sergeants-de-ville, blickten in die vorüber rollenden Wagen. In einem jeden derselben saßen zwei Herren. Das war Alles, was die Polizeibeamten entdecken konnten. Sie sahen sich bedeutsam und gleichgültig zugleich an.

„Ich wette," sagte der Eine, „daß ich weiß, wo Die hinfahren."

Der Zweite, der Aeltere von den Beiden, machte eine Bewegung mit der Schulter als ob er sagen wollte: „Was geht uns das an," und antwortete dann laut: „Ich auch."

Nach wenigen Minuten ergriff der Jüngere von Neuem das Wort:

„Da kommen die Anderen," sagte er.

Diesmal begnügte sich der Andre damit, zu nicken; aber sein Kamerad, der neugieriger zu sein schien, trat aus dem Thorwege heraus auf die breite Chaussée, um die Insassen der zwei anderen Wagen, die aus der Rue de Berry gekommen waren, etwas genauer in Augenschein nehmen zu können. Er warf einen schnellen Blick in einen jeden der Wagen, als diese an ihm vorbeifuhren, und kehrte dann langsam, unbekümmert um den Regen, gegen den ihn sein Mantel schützte, zu seinem philosophischen Genossen zurück.

„Vornehme Leute," berichtete er. „Ich habe den Einen oft gesehen; muß hier in der Nähe wohnen."

Den Aeltern schien das unnütze Geschwätz seines Kameraden zu ärgern. Er gähnte laut, streckte die Arme dabei weit aus und sagte: „Es muß nahe an sechs Uhr sein. Ich mache mich auf den Weg zur Wache. — Guten Morgen!"

Die vier Wagen bogen, einer nach dem andern, in die Avenue du Roi de Rome ein, gelangten nach dem Trocadéro, und setzten von dort ihren Weg durch die Avenue de l'Empereur fort. Der erste Wagen rollte in ebenmäßigem, schnellem Tempo dem Bois de Boulogne zu; aber der Kutscher des zweiten Wagens mußte plötzlich seinem Pferde einen scharfen Peitschenschlag geben, denn das mit leichter Hand geführte Thier hatte sich unversehens dem Trottoir genähert und wollte vor der Thür einer kleinen, dem Anscheine nach unbewohnten Villa, Halt machen.

Das Gesicht eines bleichen Mannes mit zornig funkelnden Augen bog sich aus dem Wagen und eine ungeduldige Stimme rief dem Kutscher zu: „Sind Sie bei Sinnen? So passen Sie doch auf! Vorwärts! Folgen Sie dem andern Coupé."

Ein zweiter Herr, der in demselben Wagen neben dem blassen Mann saß, hatte den kleinen Zwischenfall kaum bemerkt und ihn unberücksichtigt gelassen; aber er beobachtete seinen Nachbar von der Seite mit einer Aufmerksamkeit, die nicht frei von Besorgniß und Erstaunen zu sein schien.

„Tressan ist nervös," sagte er vor sich hin. „Wer hätte das geglaubt?"

In dem dritten Wagen, der wenige Minuten später an der Villa vorbeirollte, saßen der Oberst Véron und sein Regimentsarzt; in dem vierten, der unmittelbar folgte, der Baron Vieuville und Sir Richard Harvey.

Vieuville war ebenso bleich wie Tressan; aber keine Spur von Aufregung, nur verzweifelte Traurigkeit war auf seinem Gesichte zu lesen. Er hatte sich vor einer halben

Stunde von einem Sterbebette fortgestohlen, um Harvey zu folgen, und seine Gedanken weilten noch bei der Kranken.

„Sie wollte meine Hand gar nicht loslassen,“ flüsterte er Harvey zu. „Sie hielt mich fest . . . Wissen Sie: wie ganz kleine Kinder es thun, die sich mit ihren winzigen Fingerchen an Einen anklammern. — Ganz fest hielt sie mich. Ein Glück, daß sie eingeschlafen war.“

Am Fuße des Mont Valérien, an einer Stelle wo sich mehrere Wege kreuzen, trafen die Wagen zusammen; und die acht Personen, die in denselben gesessen hatten, stiegen schweigsam aus und begrüßten sich. Die Kutscher empfingen Weisungen, wandten um und fuhren im Schritt nach verschiedenen Richtungen hin ab. — Die Herren, der Oberst Véron als Führer an der Spitze, betraten einen engen Fußweg, der sich nach der Festung emporzuschlängeln schien und klommen den Berg langsam empor. Nachdem sie zehn Minuten gegangen waren, blieb der Oberst stehen. „Hier,“ sagte er lakonisch.

Man war auf einem freien, von niedrigem Gesträuch eingefaßten Platz angelangt. Zur Rechten erhoben sich die steilen, mit Moos und Gras bedeckten Mauern der Forts des Mont Valérien; nach allen anderen Richtungen hin erblickte man das große, von bewaldeten Höhen eingeschlossene Seine-Thal, in dem Paris liegt. Der Regen hatte nicht aufgehört. Hinter seinem grauen Schleier erschien Paris wie eine ungeheuere, unförmige Masse, aus der in weiten Zwischenräumen die kolossalsten Bauten der Stadt: der Arc de Triomphe, das Panthéon, der Dom der Invaliden, die Tuilerien, die

Thürme von Notre-Dame und Saint-Sulpice undeutlich, traumhaft emporragten.

Die beiden Doctoren, von denen der Eine mit Riancourt, der Andere mit dem Oberst Véron gekommen waren, hatten sich als alte Bekannte freundschaftlich die Hände geschüttelt und unterhielten sich von gleichgültigen Dingen.

Die vier Secundanten conferirten flüsternd mit einander. Vieuville und Tressan standen etwas abseits, jeder allein, zur Rechten und Linken ihrer Freunde. — Tressan hatte sich an einen Baum gelehnt und schien aufmerksam damit beschäftigt, mittelst des eleganten Spazierstocks, den er in der Hand trug, den fetten Lehm abzustoßen, der sich wie eine zweite, breite Sohle an seine Stiefel geklebt hatte. Seine dunklen, unruhigen Augen waren zu Boden geschlagen; aber mehrere Male warfen sie scheue Blicke nach der Stelle, auf der Vieuville stand. Dieser, die Hände hinten auf dem Rücken in einander gelegt, blickte unverwandt nach Paris hinüber. Seine Augen hatten den Arc de Triomphe gefunden, und seine Gedanken wanderten nun den Faubourg St. Honoré hinunter, bis an das Hotel d'Eltang, bis in das Zimmer, in dem Marie lag.

„Dies Paar," sagte der Oberst halblaut, so daß er nur von den Nächststehenden, von den drei anderen Secundanten, gehört werden konnte, und indem er unter seinem Ueberrock einen Pistolenkasten hervorzog, „dies Paar habe ich gestern, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, von Devisme laden lassen. Ich gebe mein Wort, daß der Baron Vieuville die Waffen niemals gesehen hat. Da bei dem Regen acurates

Laden kaum möglich ist, so erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, daß diese Pistolen gewählt werden."

Tressan's Secundanten traten zwei Schritte bei Seite und wechselten flüsternd einige Worte mit einander. Dann näherten sie sich den beiden anderen Herren wieder und erklärten sich mit dem gemachten Vorschlag einverstanden. — Der langbeinige Oberst maß darauf mit großen Schritten die Mensur ab und bezeichnete die Barrièren durch zwei tiefe Striche, die er mit dem Stiefelhacken in die feuchte, lockere Erde zog. — Sodann wurden die Pistolen und die Plätze verloost, und nachdem alle diese Vorbereitungen zum Kampfe ruhig, schnell, sachgemäß vollzogen waren, trat der Oberst einen Schritt vorwärts und sagte mit lauter Stimme:

„Meine Herren! Herr Tressan, Herr Baron von Vieuville!"

Die Angeredeten blickten in die Höhe. Der Oberst, nachdem er sich ihrer Aufmerksamkeit vergewissert hatte, fuhr mit ruhiger, deutlicher Stimme fort:

„Meine Herren! Es ist meine Pflicht, Sie noch einmal aufzufordern, sich miteinander zu versöhnen."

Er blickte erst Tressan, dann dessen Gegner an, und wartete einige Secunden. Darauf sprach er weiter:

„So bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Bedingungen, unter denen das Duell stattfinden soll, in das Gedächtniß zurückzurufen . . . Nachdem Sie Ihre Plätze eingenommen haben, commandire ich: „Fertig! Feuer!" darauf zähle ich in diesem Tempo" — er accentuirte scharf und machte dazu drei leichte Bewegungen mit der Hand: „Eins, Zwei, Drei! — Sobald ich „Drei" gesagt habe, hat ein Jeder

von Ihnen das Recht, innerhalb der abgeschrittenen Mensur bis zu seiner Barrière, gehend oder stehend, auf den Gegner zu feuern . . . Ist dies von Ihnen Beiden, meine Herren, wohlverstanden?"

Vieuville nickte stumm. Tressan sagte leise: „vollständig."

In demselben Augenblick warfen die beiden Gegner, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Ueberröcke ab und begaben sich, von ihren Secundanten begleitet, ein jeder auf den ihm angewiesenen Platz.

Und nun standen sie sich einander gegenüber.

„Fertig! Feuer! Eins . . Zwei . . Drei!"

Vieuville, ohne sich von der Stelle zu bewegen, hob den Arm, zielte eine Secunde und drückte ab. Es klang in der feuchten, schweren Luft, als ob die Pistole versagt hätte, und nur das Zündhütchen losgegangen wäre. Nirgends ein Echo des dumpfen, vollen, matten Knalls.

Aber die Pistole hatte nicht versagt. — An der innern Seite des linken Oberarm's Tressan's, in der Höhe seines Herzens, war ein Fetzen Tuch vom Aermel fortgerissen; und einen Augenblick blitzte dort etwas Weißes, das gleich darauf blutroth gefärbt wurde. — Vieuville sah dies nicht, und Tressan fühlte es kaum.

Vieuville hatte, gleich nachdem er gefeuert, rasch und entschlossen einige Schritte vorwärts gemacht, und stand nun breit und trotzig an der Barrière, des Todes von der Hand seines Feindes gewärtig. — Dieser näherte sich ihm langsam, die Arme herunterhängend, die Augen starr, wie Einer, der im Traume wandelt.

Man sagt, daß Menschen in Todesgefahr, Ertrinkende, kurz bevor sie die Besinnung verlieren, ihr ganzes Leben, wie auf einem, in engen Rahmen zusammengedrängten Bilde, hell und deutlich an ihrem Geiste vorüberziehen sehen. — Und während der wenigen Secunden, die Tressan gebrauchte, um sich auf den Platz zu begeben, an dem er ungestraft den Mann tödten durfte, dem er, ohne einen Schatten von Reue, — Ehre, Ruhe, Glück geraubt hatte — während dieser wenigen Secunden durchflogen Tressan's Gedanken blitzschnell ein ganzes verworfenes Leben. — Er sah sich als Kind, der Abgott seiner Mutter; als Jüngling der Stolz seines Vaters. — Er war in Paris, gefeiert, umringt, auf der Höhe, so daß Nichts seinem Ehrgeiz zu hoch erschien. — Zerstreuungen . . . Vergnügen . . . die Frauen . . . das Spiel . . . Vor ihm der Abgrund. — Er sah sich hinabgleiten . . . Lügen . . . tiefer sinken . . . Betrügen . . . Und nun ein wilder Satz in den bodenlosen, dunklen Schlund: Morden! . . Morden den Mann, den er belogen, betrogen, der ihm nie ein Leides gethan und der nun wehrlos vor ihm stand . . . Warum nicht? . . Er sah mit seinen leibhaftigen Augen zu seinen Füßen eine scharfe, grade Linie: die Barrière. — Er hob die Pistole langsam, ganz langsam, ohne aufzublicken. — Jetzt war der Lauf in der Höhe von Tressan's Brust . . . Eine kurze, furchtbare Pause . . . Lügner! . . Betrüger! . . Mörder? . . Nein! — Der Arm krümmte sich langsam, wie er sich gehoben hatte . . Die Pistole war Tressan's Gesicht zugewandt, und jetzt mündete der nasse, kalte Lauf an der eigenen Schläfe des Elenden.

Die nächsten Secunden waren Augenblicke unbeschreiblicher Verwirrung — Tressan sah vor sich eine Gestalt; er fühlte etwas wie einen heftigen Schlag auf dem rechten Arm; es donnerte ihm in den Ohren, und vor seinen Augen leuchtete es wie ein Blitz . . . Ein brennender Schmerz im Auge, an der Schläfe . . . War das der Tod? . . Die rauchende Pistole entfiel seiner Hand. Er taumelte zurück und blickte mit rollenden Augen verstört um sich. — Aus dem Gebüsch kamen Gestalten auf ihn losgestürzt! Und unmittelbar vor ihm, die Hand noch gehoben, die ihn geschlagen hatte, stand Vieuville.

Tressan wich, laut stöhnend, wild und böse um sich blickend, einer angeschossenen Bestie gleich, mehrere Schritte zurück. Die Anderen blieben wie angewurzelt, keines Wortes mächtig, stehen. Er machte langsam noch einige Schritte, nicht wagend das bleiche, blutige Gesicht von seinen Feinden abzuwenden. — Da stolperte er über einen Baumstamm und fiel rücklings, schwer zu Boden. Einer der Aerzte sprang auf ihn zu. Er stieß ihn mit einem wilden Schrei zurück und erhob sich schnell, seine Gewänder mit Schlamm und Erde beschmutzt, die Haare und Brauen versengt; das rechte Auge halb erblindet, Stirn und Wange mit Blut besudelt . . . Der hat auch als Kind mit rosigen Füßchen auf dem Schooße der Mutter gelegen und mit klaren, unschuldigen Augen lächelnd in die Welt geblickt. — Und siehe ihn nun! — Harvey kann den Anblick nicht ertragen. Er wendet sich ab und läuft in großen Sätzen den Berg hinunter.

„Der Wagen des Herrn Tressan!“ ruft er athemlos.

Das dunkle Coupé, das Coupé der Avenue de l'Empereur wird schnell vorgefahren. Harvey öffnete die Thür und entfernt sich dann, dem Wagen den Rücken kehrend; und dieser rollt gleich darauf mit seiner elenden Last davon.

XXII.

Im Hôtel d'Eltang herrschte unheimliche Ruhe. — Der Tod, der seit vier Tagen um das Haus schlich, war nun durch die Thüren geschlüpft und stand in grausiger — Kälte und Schweigen ausstrahlender Großmacht, am Lager der sterbenden Marie.

Es war nahe an acht Uhr Morgens. Der Regen fiel klatschend auf das verödete Straßenpflaster und prasselte gegen die triefenden Fensterscheiben des Krankenzimmers. Das Tick-Tack einer großen, altmodischen Stutzuhr schien das einförmige Murmeln des Regens zu messen, zu zerschneiden. — In langen Zwischenräumen vernahm man das dumpfe Rollen eines vorüberfahrenden Wagens. Es verhallte, und dann wurde es wieder todtenstill im Zimmer; denn das seit Stunden andauernde Plätschern des fallenden Regens ließ dem Ohr den Eindruck vollkommener Ruhe.

„Wo ist Edmund? fragte Marie kaum hörbar.

Die alte Baronin sah sich verzweifelnd um. Seit zwei Stunden hatte Marie dieselbe Frage immer und immer wieder an sie gerichtet.

„Weshalb verläßt er mich?"

„Gedulde Dich, mein Kind; er wird kommen."

Die Stutzuhr schlug langsam und bedächtig acht. — Ein

Wagen fuhr in den Hof. — Die Scheiben des Zimmers erbebten. — Man hörte Tritte die Treppe hinaufeilen. Die Baronin erhob sich schwankend und näherte sich der Thür, die sie halb öffnete.

„Gott sei Dank! Da ist er!"

Vieuville bleich, verstörten Angesichts, die Kleider durchnäßt, trat in das Zimmer. — Harvey folgte ihm.

Marie stieß einen Schrei aus; und dann, wie ein weinendes Kind, das endlich das bekommen hat, wonach es verlangte, sagte sie beruhigt, einschmeichelnd, zärtlich: „Mein guter Edmund ... Ich habe Dich lieb."

Er ergriff ihre Hand, die er küßte, und sank auf den Knieen, neben dem Bette nieder.

Sie wiederholte noch einmal: „Ich habe Dich lieb ..." Und nach einer Pause setzte sie flehend hinzu: „Behalte mich lieb."

Er küßte inbrünstig die kleine, erkaltende Hand.

Sie kämpfte gegen den gewaltigen Tod. Sie wollte das schwindende Bewußtsein bis zum letzten Augenblick festhalten. Sie legte sich deutlich Rechenschaft davon ab, daß sie die Uhr vernahm: „Tick-Tack." — Sie blickte um sich. Zu ihrer Rechten kniete Edmund; zu ihrer Linken stand die Mutter; am Fußende des Bettes: der Vater und Anna. — Aber wo war Martha, die sie soeben noch erkannt? — Und Harvey? — Sie hatte diesen doch hereintreten sehen! — Wer waren die beiden Menschen, die links von Anna, in der Nähe des Fensters standen: eine große Frau, die ihr Angesicht an der Schulter eines Mannes barg, der sich zu ihr hinabbeugte? — War das Martha? Martha an Harvey's Brust?

„Martha!“

Auf den leisen Ruf erhob sich ein weinendes Antlitz, und die Freundin nickte der Verscheidenden unter Thränen lächelnd zu: „Meine gute Marie.“

Die Gestalten wurden undeutlicher. Es flimmerte der Sterbenden vor den Augen. — Der Tod hielt seine Hand dicht über ihr. — Aber noch vernahm sie schwach, aus weiter, weiter Ferne, das ebenmäßige, surrende Schwingen des Pendels: „Tick-Tack.“

Immer undeutlicher werden die Gestalten. Sie nähern sich ihr; entfernen sich wieder; bilden eine einzige, formlose, dunkle Masse. Es leuchtet hell, mit grünlichem, rasch verschwindendem Schein darüber. Dann wird es dunkel . . . ganz dunkel. — Wo ist Edmund? — Sie tastet in der Nacht mit der Hand nach ihm . . . Jetzt hat sie seine Hände gefunden, und sie lächelt. — Immer dunkler die Nacht — undurchdringlich . . . Wirres, dumpfes Geräusch, zischendes Sausen und Brausen füllt ihr das Ohr . . . ferner, schwächer die Uhr . . . Die Schwingungen werden unregelmäßig — kehren in langen, immer längeren Pausen wieder: „Tick . . Tack . . . . Tick . . . . . — Abgelaufen die Uhr!“

* * *

Illien war zu früher Stunde nach der Wohnung der Gräfin Daxat geeilt. Er hatte zwei Tage vorher von Harvey erfahren, in welchem Verhältniß Martha zu Lätizia stehe, und jeder Wunsch der Gräfin war ihm nun ein Gebot. — Sie hatte ihm durch Lemercier einen Brief zugesandt, in dem

sie ihn ersuchte, am Sonntag Abend oder am Montag ganz früh zu ihr zu kommen. — Der Brief war so spät in seine Hände gelangt, daß er nicht gewagt hatte, demselben noch am Sonntag Folge zu leisten; aber am nächsten Morgen, um acht Uhr bereits, klingelte er an der Wohnung der Gräfin.

Der Diener, der ihm öffnete, führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in einen kleinen Salon. Lätizia wartete dort auf ihn. — Die junge Frau hatte nicht geschlafen. Das Ungewitter, das bis zum Morgen gewüthet, und die Unruhe um das Schicksal Illien's hatten sie während der ganzen Nacht wach gehalten. — Martha war bereits um sechs Uhr aufgestanden, um frühzeitig bei Marie zu sein. — Lätizia war seit zwei Stunden allein. Sie hatte unzählige Male aus dem Fenster und nach der Uhr gesehen, ihre Ungeduld war immer größer geworden, und sie befand sich in einem Zustande fieberhafter Aufregung, als Illien in das Zimmer trat. Sie ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen und rief: „Endlich!“ Und dann, ohne ihm Zeit zu geben, ein Wort auszusprechen, setzte sie hinzu: „Sie dürfen sich unter keiner Bedingung mit Herrn Tressan schlagen. Es ist unmöglich. Ich will es nicht!“

Illien sah sie verlegen an: „Gnädige Frau . . .“ begann er. Sie ließ ihn nicht ausreden. Alles, was ihr seit zwölf Stunden den Kopf verwirrt und das Herz schwer gemacht hatte, drängte nun nach Ausdruck in Worten. Sie sprach so schnell, so leidenschaftlich erregt, daß Illien, der ihr zerstreut zuhörte, sie kaum verstand. — Sein Herz war überglücklich in dem Gedanken, daß die Frau, die er liebte, für sein Leben zitterte. Weiter kümmerte ihn nichts. Ein

sonniges Lächeln zog über sein Gesicht. Sie sah ihn erstaunt, fast entrüstet an.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fragte sie.

„Sehr gut,“ antwortete er freundlich und unbefangen; „aber . . .“

„Nun, so versprechen Sie mir, versprechen Sie mir auf Ihr Wort, daß Sie sich nicht mit Herrn Tressan schlagen werden.“

Dies brachte Illien endlich zur Besinnung. „Das geht nicht,“ antwortete er; „das kann ich beim besten Willen nicht.“

„Ich bitte Sie darum,“ fuhr sie fort; „ich bitte Sie, so sehr ich kann.“

Illien wußte nicht, was er antworten sollte. Er rieb sich verlegen die Hände und murmelte einige halbverständliche Worte. Endlich glaubte er etwas sehr Kluges gefunden zu haben, und sagte: „Mein guter Name . . . ich habe den Menschen beleidigt . . . ich bin ihm Genugthuung schuldig ich würde mich entehren, wenn ich mich weigerte . . . ich . . .“

Er stotterte und konnte nicht weiter sprechen. Er war fest entschlossen, für die Worte, die Tressan beleidigt hatten, männlich einzutreten; aber wie sollte er den Bitten der geliebten Frau widerstehen? Die Verlegenheit, in der er sich befand, ließ ihn kalt und nüchtern erscheinen. Lätizia's Aufregung dagegen war immer größer geworden, und nur mit Mühe konnte sie dieselbe noch einigermaßen beherrschen. Ihre Stimme zitterte, als sie antwortete:

„Ihre Ehre ist nicht gefährdet. Der Mann, der sich von Ihnen beleidigt sagt, ist . . .“ Und plötzlich verlor sie die

Fassung . . . „ist ein Elender," flüsterte sie leidenschaftlich, „dessen ganzes Leben Lug und Trug ist; der mich belogen und betrogen hat . . . und der Sie tödten wird." Sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen, und setzte ganz leise hinzu, so leise, daß Illien selbst die Worte mehr ahnte, als er sie verstand: „Und was soll dann aus mir werden?"

Er war im Augenblick an ihrer Seite und auf den Knieen zu ihren Füßen. Er zog ihr die Hände, die sie ihm widerstandlos überließ, von dem Gesichte und bedeckte diese Hände mit Küssen.

„Geliebte", sagte er; „ich werde leben und wir werden glücklich sein."

„So versprechen Sie mir . .?"

Illien suchte nach Worten, um Lätizia zu beruhigen, um zu erklären, daß er ihren Wünschen dies eine einzige Mal nicht Folge leisten könne. Sie sah ihn ängstlich, liebevoll, flehend an. — Er wurde schwach. Er war auf dem Punkte, sie zu täuschen; ihr zu versprechen, sich nicht zu schlagen und dann dennoch zn thun, was er thun zu müssen glaubte . . Das Glück, welches die arme Lätizia so lange verlassen und sich ihr erst seit wenigen Tagen wieder genähert hatte, ersparte ihr den Schmerz, eine Unwahrheit aus dem Munde Illien's zu vernehmen. — Die Beiden hörten, daß an der Eingangsthür geklingelt wurde. Illien, der noch immer auf den Knieen vor Lätizia gelegen hatte, erhob sich und trat einige Schritte zurück. Gleich darauf wurde die Thür des Boudoir geöffnet, und Martha, von Harvey gefolgt, traten

in das Zimmer. Martha warf sich weinend an die Brust ihrer Schwester und rief: „Marie ist todt!“ — Harvey hatte sich an Illien gewandt und sagte: „Tressan hat sich selbst gerichtet, und ist wahrscheinlich in diesem Augenblicke bereits auf der Flucht. Sie sind ihm keine Genugthuung mehr schuldig, und er wird keine von Ihnen verlangen.“

* * *

Herr Franz Lecouvreur saß, mit einer kurzen Pfeife im Munde, in seiner blank gescheuerten Küche und war damit beschäftigt, den „Figaro“ zu lesen, den sein Herr ausnahmsweise nicht einmal geöffnet hatte. — Herr Tressan war schon um halb sechs Uhr Morgens ausgefahren. Lecouvreur wußte ganz genau, was zwei Tage vorher im Club vorgefallen war und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, was seinen Herrn zu so ungewöhnlich früher Stunde aus dem Bette geholt und aus dem Hause getrieben hatte. Aber das kümmerte den zuverlässigen Diener nicht. Es ziemte Herrn Olivier Tressan, in seiner Eigenschaft als „homme à la mode“, Schulden, Liebesabenteuer und Duelle zu haben; gerade wie es seine, Lecouvreur's, Pflicht war, über solche Lappalien beide Augen zuzudrücken, und seinem Herrn aufmerksam und verschwiegen zu dienen. „Wenn ein Jeder seinen Platz ordentlich ausfüllt, so werden auch die Kühe gut gehütet,“ sagte sich Franz. — Tressan's Platz war im Club, auf der Rennbahn, hinter den Coulissen des Theaters, in den Salons und Boudoirs, und augenblicklich auf der Mensur — Lecouvreur's in der Küche.

Die große Schwarzwälder Uhr, die in diesem Raume aufgehängt war, schlug acht.

„Er muß bald kommen,“ sagte sich Lecouvreur. — Er legte die Pfeife nieder, faltete den „Figaro“ sorgfältig zusammen, und begab sich in die Gemächer, um noch einmal nachzusehen, ob dort Alles in guter Ordnung sei. — Da hörte er, daß an der Eingangsthür zur Wohnung stark geklingelt wurde.

„Er ist verwundet,“ war Lecouvreur's erster Gedanke, denn Tressan pflegte nicht zu klingeln, sondern sich des Thürschlüssels, den er stets bei sich trug, zu bedienen. — Franz eilte in das Vorzimmer und öffnete die Thür. Er trat verwundert einen Schritt zurück. Vor ihm stand eine junge, nicht gerade hübsche, aber sicherlich vornehme Dame, die ihn mit ihren klugen grauen Augen scharf ansah und trocken sagte:

„Herr Tressan.“

„Der Herr ist ausgegangen, gnädige Frau.“

„Sie irren sich. Er ist zu Hause, und ich muß ihn sofort sehen. Melden Sie mich an.“

„Ich versichere, gnädige Frau, daß der Herr ausgegangen ist.“

„So werde ich auf ihn warten.“

Sie überschritt mit großer Ruhe die Schwelle, und Lecouvreur, der vornehmen Damen gegenüber stets von ausgezeichneter Höflichkeit war, eilte voran, um ihr die Thür des Salons zu öffnen. — Das Zimmer war leer.

„Wann ist Herr Tressan ausgegangen?“ fragte die Dame.

„Sehr früh, gnädige Frau.“

„Wann erwarten Sie ihn zurück?“

„Sehr bald, gnädige Frau.“

Sie trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Lecouvreur näherte sich ihr und sagte in ehrerbietigem Tone:

„Ich glaube, der gnädigen Frau bemerken zu müssen, daß Herr Tressan möglicherweise nicht allein zurückkehrt."

Die Dame sah sich um. „Wohin führt jener Ausgang?" fragte sie, auf eine der Thüren des Salons deutend.

„Auf den Corridor. Die gnädige Frau könnten sich entfernen, ohne gesehen zu werden.

„Das genügt."

Lecouvreur wollte das Zimmer verlassen, als er einen Wagen vor der Hausthür anhalten hörte. Er trat an das Fenster. — „Das Coupé des Herrn," sagte er. Er wartete einige Secunden und fügte dann hinzu: „Der Herr ist allein."

Lecouvreur und die fremde Dame vernahmen schwere und schnelle Tritte auf der Treppe, und gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Tressan trat herein. Er blieb dicht an der Schwelle stehen und war einige Augenblicke sprachlos. Dann sagte er finster, mit rauher Stimme:

„Was wollen Sie hier, Fräulein Lemercier?"

Er sah entsetzlich aus, mit seinem mit Blut befleckten, bleichem Gesichte, den versengten Haaren, dem entzündeten Auge und den mit Blut und Erde besudelten, nassen Kleidern.

Bertha stieß einen Schrei aus. Er sah sich wüst um, wie Einer, der aus einem furchtbaren Traum erwacht. Dann bedeutete er Franz durch eine herrische Geberde das Zimmer zu verlassen.

„Nun," sagte sich Herr Lecouvreur, „sie haben ihn, wie es mir scheint, ziemlich übel zugerichtet. — Weshalb

hat er sich nicht da draußen verbinden lassen . . . und was ist aus seinem Hut und dem Ueberrock geworden?“ Er trat an das Küchenfenster, das auf den Hof hinaus ging, und winkte dem Kutscher zu, heraufzukommen. — Dieser, der das Pferd ausspannte, antwortete: „Gleich! Aber ich muß mir erst trockene Kleider anziehen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt.“ — Darauf setzte der ruhige, vorsichtige Franz Wasser auf das Feuer, denn er sagte sich, daß der Herr mit dem Gesichte, das er von der Morgenfahrt mitgebracht hatte, warmen Wassers bedürfen würde, um sich zu waschen.

Herr Tressan hatte während der langen Fahrt vom Mont-Valérien nach seiner Wohnung viel nachgedacht. Es fehlte ihm jedoch an Ruhe und geistiger Kraft, um weittragende Pläne zu machen. Er wußte, daß er sich auf seine Klugheit, nicht auf seinen Charakter, auf seine Feinheit mehr als auf seine Kraft verlassen durfte. Deshalb begnügte sie sich auch stets damit, nur die Aufgabe der gegenwärtigen Stunde lösen zu wollen, unbekümmert darum, was die nächste bringen mochte. — Er hatte sich vorläufig nur vollständig klar gemacht, daß es ihm unmöglich sein werde, ferner in Paris zu bleiben. Harvey besaß, schwarz auf weiß, ein freiwilliges Versprechen, welches ihn, Tressan, nöthigte, fortzugehen. Dazu kam, daß der mißlungene Selbstmordversuch ihn in den Augen seiner alten Freunde und Genossen arg compromittiren mußte. Er wollte also sofort abreisen. Er hatte einige tausend Franken baaren Geldes in der Tasche. Das genügte vorläufig. — Später? — „Qui vivra, verra!“ Er hatte seine Ruhe wieder gewonnen. Er war ganz froh noch am Leben zu sein. Er

bewunderte sich, den Muth gehabt zu haben, sich tödten zu wollen. Er hatte sich das gar nicht zugetraut. — „Wie weit doch die Aufregung den Menschen bringen kann!“ — Er versuchte, sich Rechenschaft von den Gefühlen und Gedanken abzulegen, die seine Handlungsweise bestimmt, und ihn überwältigt hatten, als Vieuville's Leben in seiner Hand gewesen war. Aber es war ihm unmöglich, sich in die Gemüthsverfassung, in der er sich befunden hatte, wieder zurückzuversetzen. — Er bereute keineswegs, Vieuville am Leben gelassen zu haben. Alles in Allem war er, vom rein moralischen Standpunkte aus, mit sich zufrieden. Er hatte den Muth gehabt, Hand an sich zu legen — und die Gewissenhaftigkeit, das Leben eines Menschen zu verschonen, dessen Tod ihn in den Augen der Welt möglicherweise rehabilitirt haben würde. — Muth und Edelsinn! — Aber wenn er vor sich selbst unerwartet rein und groß dastand, so verhehlte er sich deswegen nicht, daß er nach Außen hin schlecht „abschloß“. Er dachte daran, was seine zahlreichen Freunde und Bewunderer von ihm sagen würden; und es wurde ihm unangenehm schwül bei dem Gedanken. Er fühlte sich erröthen; der Schweiß trat ihm auf die Stirn — er schämte sich. Dann machte er eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas über die Schulter werfe, und sagte laut: „Ach was! Mögen sie sagen, was sie wollen. Ich werde nichts davon hören.“

Er zog die Scheiben des Wagenfensters in die Höhe, ließ die Vorhänge herunter, so daß man ihn von Außen nicht sehen konnte, und untersuchte sodann die Verletzung an seinem linken Arm. Er war nur leicht verwundet. — Das rechte

Auge und die Brandwunde an der Schläfe schmerzten ihn etwas. Er bedeckte das linke Auge mit der Hand, um sich zu überzeugen, ob das rechte nicht gefährlich verletzt sei. Er sah ganz gut damit. — „Die Sache ist nicht erheblich.“ — Und darauf combinirte er, was er zu thun habe, um Paris sofort und unbemerkt zu verlassen. — Sein Koffer war gepackt. Er konnte seine Wohnung in einer halben Stunde verlassen haben. — „Wenn ich nur erst an der Portierloge vorbei und die Treppe hinauf wäre,“ sagte er sich. — Das Zusammentreffen mit dem Portier und Lecouvreur, als das nächstliegende Uebel, beschäftigte ihn in diesem Augenblick am meisten.

Der Wagen hielt. Tressan trat schnell in das Haus, huschte unbemerkt an der Portierloge vorbei und lief die Treppe hinauf. — „Das wäre auch wieder überwunden; nun kömmt die Reihe an Lecouvreur. Eines nach dem Andern. Schließlich wird sich schon Alles irgendwie arrangiren.“ — Aber nun traten ihm Bertha Lemercier und Franz Lecouvreur entgegen. Er hatte sich nur auf eine Person gefaßt gemacht, und war etwas überrascht — nicht unangenehm. Das Unvorhergesehene, das sich ihm darbot, konnte vielleicht mit Nutzen ausgebeutet werden — Bertha Lemercier war ein reiches Mädchen . . . .

Sobald Lecouvreur das Zimmer verlassen hatte, ging Tressan taumelnd auf einen Sessel zu und ließ sich schwerfällig darauf niederfallen. Bertha näherte sich ihm.

„Sind Sie schwer verwundet?“ fragte sie besorgt.

„Nein,“ antwortete er mit dem Gesichte eines Mannes, der einen heftigen Schmerz mit heroischer Kraft niederkämpft. „Es wird nichts sein.“

Bertha, als ob sie in der Wohnung zu Hause gewesen wäre, eilte in das Nebenzimmer, und kam mit einem mit Wasser gefüllten Becken zurück. Wie eine barmherzige Schwester wusch sie die Wunden des armen Mannes; und er, mit einem sanften, schmerzlichen Lächeln auf dem Gesicht ließ sie gewähren. „Mein gutes Fräulein Bertha," sagte er zärtlich, dankbar, ein über das andere Mal.

Sie hatte für den Augenblick alle mädchenhafte Scheu abgelegt. Die große Liebe für Tressan, die sie seit mehr als einem Jahre in ihrem Busen verborgen hatte, brach nun, mit der Sorge um sein Leben, hell hervor. — Sie murmelte süße, trauliche Worte, wie eine Mutter sie einem leidenden Kinde zuflüstert; und Tressan lauschte mit einem glücklichen, unschuldigen Lächeln. — Aber plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht. Er bog sich in den Sessel zurück und sagte tief bewegt:

„Ich kann Ihnen niemals genug danken, für das, was Sie an mir gethan . . . Nun verlassen Sie mich!"

„Wenn Sie mich von sich stoßen", sagte sie leise, den Blick gesenkt.

Er sah sie verwirrt an. „Wissen Sie, mit wem Sie sprechen!" fragte er bedeutungsvoll.

Sie hob die Augen zu ihm auf.

„Mit einem Manne," fuhr er fort, „der angeklagt ist, ein Elender zu sein, und der für immer darauf verzichtet hat, seine Unschuld zu beweisen."

„Ich glaube an Ihre Unschuld . . . Und wenn Sie schuldig wären . . . ich verlasse Sie nicht . . . es sei denn, daß Sie mich von sich stoßen."

„Oh, Du mein guter Engel!“ sagte Tressan.

Im Verlauf der nächsten Viertelstunde erfuhr die glückliche Bertha, daß Tressan sie seit einem Jahre liebte; daß die grenzenlose Eifersucht der Baronin Vieuville, der er sich in einem Augenblick der Verirrung hingegeben, und an die ihn seitdem die Rücksichten gefesselt hatten, die ein Ehrenmann einer Frau gegenüber zu beobachten hat — daß diese Eifersucht ihn verhindert hatte, Bertha seine Liebe zu gestehen. — Dann kam die Geschichte des Duells.

„Vieuville hatte mich schwer beleidigt,“ erzählte Tressan. „Die Lüge, der er sich bedient hatte, um dies zu thun, war zwar so plump, daß ich sie verachten konnte; doch war ich fest entschlossen den Mann zu tödten . . Es war mein Recht, dies zu thun — es war vielleicht meine Pflicht. — Aber als er vor mir stand, und ich, nachdem seine Kugel mein Herz um einen halben Zoll verfehlt hatte, nur einen Finger zu bewegen brauchte, um mich an ihm zu rächen . . . da wurde ich schwach. — Der Unglückliche hatte viel durch mich gelitten . . . ich konnte ihm verzeihen. — Es war mir jedoch unmöglich, mit der mir zugefügten Beleidigung zu leben. Die Kugel, die meinem Feinde bestimmt war, sie sollte mich tödten. Der Pistolenlauf war an meiner Schläfe als Vieuville auf mich zusprang, um mir die Waffe zu entreißen. Ich drückte ab . . . und, o Jammer! Der Schuß ging fehl.“

Er ließ das Haupt sinken und blickte starr vor sich hin. Dann sagte er halblaut, wie mit sich selbst sprechend, mit einem bitteren Lächeln auf den zuckenden Lippen: „Und nun, nachdem ich freiwillig darauf verzichtet habe, Genugthuung

für die mir zugefügte Beleidigung zu nehmen, nun steht Vieuville mit seiner elenden Lüge als gerechtfertigt da . . . und ich . . . ich bin entehrt!“

Er konnte den großen Schmerz nicht länger ertragen, aber er mußte ihn vor Bertha verbergen. Das Gesicht abgewandt, stand er auf, als wollte er sich entfernen. — Bertha versperrte ihm den Weg. Sie war halb wahnsinnig vor Angst und Aufregung. Sie hatte im Nebenzimmer, oben auf dem offnen Koffer, einen Revolver liegen sehen. — Tressan verließ sie — um sich zu tödten!

„Olivier,“ flüsterte sie, sich an ihn anklammernd. „Oh, bleibe hier! Verlaß mich nicht; Du kennst mich noch nicht! Du weißt nicht, wie ich lieben kann! Olivier, ich habe Dich lange in stummen Schmerzen geliebt. Ich liebe und verehre Dich — mehr als je! Olivier, mein edler Olivier!“

Daß die Frauen ihn immer „edel“ nennen wollten. Welch' geschmacklose Kreaturen sie waren! — Marie hatte ihn auch „edel“ angeredet, als er ihr das Collier ihrer Mutter abgenommen hatte. Er würde Marie niemals einen „reinen Engel“ genannt haben, wennschon ihm diese Bezeichnung für eine Frau oder ein Mädchen sehr geläufig war.

„Habe ich Dir weh gethan,“ fuhr Bertha fort. „Weshalb zucktest Du zusammen? Verzeihe mir, — bleibe hier!“

Die „große Liebe“, von der Herr Tressan einen unerschöpflichen Vorrath besaß, siegte auch diesmal wieder. — Er blieb — Aber der Auftritt, der nun schon mehr als eine halbe Stunde gewährt hatte, mußte zu einem praktischen und schnellen Abschluß gebracht werden. — Durch wenige Worte

wurde Bertha beruhigt. Tressan schwor ihr feierlich „bei seiner Liebe“, daß er sich kein Leid anthun werde; es war ihm jedoch unmöglich in Paris zu bleiben. „Hier würde ich nicht leben können,“ sagte er. — Die zartfühlende Bertha verstand dies vollkommen. — Tressan wollte also abreisen — nach London; dort Alles zur Uebersiedlung nach Amerika vorbereiten, dann an Bertha schreiben . . . und sie erwarten.

„Nicht lange,“ sagte sie zitternd. Es trieb sie, ihn zu umarmen; sie wagte es nicht. Es lag etwas so Würdevolles, Feierliches, Edles in dem ganzen Wesen des geliebten Mannes, der fortan nur für sie leben würde. — Auf den Knieen wollte sie ihm dienen! Die Liebe verschönte sie. Und als ihre Augen voll inbrünstiger Zärtlichkeit auf seinem Gesicht ruhten, da öffnete er die Arme, und sie sank überglücklich an seine Brust. — Er aber drückte einen Kuß auf ihre Stirn und — zu tief bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können — führte er sie stumm bis an die Thür.

XXIII.

Während der nächsten acht Tage sprach „Ganz Paris“ von dem eigenthümlichen Ausgange des Duells Vieuville-Tressan, von dem Tode der „schönen Baronin,“ der Flucht Tressan's, dem geheimnißvollen Verschwinden des Fräulein Lemercier und von zwei Verlobungen: der des Baronet Sir Richard Harvey mit der Gräfin Daxat, und der des Grafen Alexis Illien mit der oft genannten, aber von Wenigen gekannten Frau Alzati, die sich plötzlich als die leibliche

Schwester der Gräfin Daxat zu erkennen gegeben hatte. — Dann wurde „Ganz Paris“ müde, dieselben Namen auszusprechen und dieselben Geschichten zu hören, und übertrug sein Interesse auf andere Personen und Ereignisse, die seiner Aufmerksamkeit würdiger erschienen. — Was machte es aus, daß eine junge Frau gestorben war, daß der Gatte und die Mutter sich darüber nicht trösten konnten, daß Leute sich verliebten und verlobten, daß ein Mann, den man für ehrlich gehalten, als Betrüger, und eine Frau, die für ehrlos gegolten, nun rein dastand? — Das waren Tagesereignisse, wie sie sich häufig wiederholen. Sie wurden mit dem Tage, den sie gekennzeichnet hatten, gebührendermaßen vergessen. — Die hübschen „Donnerstage“ waren vorüber. Das war schade! Aber eine vornehme und reiche Frau hatte bereits den frei gewordenen Tag „geerbt“, und man amüsirte sich bei dieser am Ende gerade ebenso gut, wie bei der Baronin d'Eltang. — Man konnte sich nach wie vor amüsiren. Das war schließlich die Hauptsache! —

Anna d'Eltang war in tiefer Trauer und zeigte sich nur in der Kirche. Ein poetischer junger Mann hatte erzählt, sie wolle in ein Kloster gehen. Er war ausgelacht worden, wie er es verdiente, und man hatte mit ihm 5 zu 3 wetten wollen, daß Fräulein Anna d'Eltang vor dem 31. März kommenden Jahres verlobt sein werde. — Der alte d'Eltang erfreute sich endlich der großen Freiheit, nach der er sich seit Jahren gesehnt hatte. Er saß allabendlich im Club und spielte Whist, und sein Humor wurde mit jedem Tage besser. Viele seiner Bekannten hatten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihr

Beileid auszudrücken. Der alte Baron hatte sodann mit großer Traurigkeit geäußert: „Ein unersetzlicher Verlust . . . ein großer Schmerz . . .“ und nach einer Pause, wie die Schicklichkeit sie gebot, hatte er sodann die Karten wieder aufgenommen und zur Befriedigung seines Partners fehlerlos weitergespielt. —

Von der „schönen Gräfin“ und deren noch schöneren Schwester wußte man, daß sie in der Bretagne, bei der alten Marquise von Drieux lebten. Sie hätten ebenso gut im Monde wohnen können; sie wären dort nicht weiter von Paris gewesen. — Der Oberst Véron, der nach dem Duell noch einige Male mit Harvey zusammengetroffen war, hatte von diesem erfahren, daß Graf Woikoff seine Zustimmung zur Verheirathung seines Neffen mit der zukünftigen Schwägerin Harvey's bereitwillig gegeben hatte. Beide, Harvey und Illien, wollten Paris verlassen, um, der Eine in England, der Andere in Rußland zu leben. — Auch dies hatte „Ganz Paris“ vernommen, und war darüber zur Tagesordnung, d. h. zum „Grand Prix de Paris“ und zu den für dieses „Ereigniß“ vorbereiteten Damentoiletten übergegangen. — Wer konnte sich auch für Leute interessiren, die todt, verschwunden oder so gut wie todt oder verschwunden waren?

Wenige Monate nach der heimlichen Abreise Bertha's empfing Frau Lemercier einen Brief von ihrer Tochter, aus Sacramento in Californien datirt. Sie schrieb ihr, sie sei verheirathet und sie sei glücklich. Ihre Adresse war: Frau Livois, White Pine Street 187. Sacramento. Californien. Am Schluß des langen Briefes erwähnte sie des theuern Lebens in

Californien, das sie zwänge, auf Manches zu verzichten, an das sie im Hause ihrer lieben Mutter gewöhnt gewesen war. — Frau Lemercier vergoß darüber Thränen und fühlte sich dadurch veranlaßt, dem armen Kinde eine reichliche Pension auszusetzen und ihr diese ganz regelmäßig in vierteljährlichen Raten zu übermitteln. Sie hatte dafür die große Freude, liebevolle, dankbare Briefe aus Amerika zu empfangen. — René sträubte sich einige Zeit, seiner Schwester zu schreiben; aber er widersetzte sich der Freigebigkeit seiner Mutter nicht; und als Madame Livois ihm im nächsten Jahre zu seinem Geburtstage gratulirte und ihm bei der Gelegenheit einen schönen, silbernen Pokal schickte, „aus dem Metall gemacht, das wir in unsern neuen Gruben gefunden haben" — da erinnerte René sich, daß seine „kleine Bertha" immer sein bester Freund gewesen sei, daß er sie nicht ersetzt habe und wahrscheinlich nie ersetzen könne — und er schrieb ihr zurück und versöhnte sich mit ihr.

Um dieselbe Zeit, achtzehn Monate ungefähr nach dem Tode der Baronin Vieuville, empfing Sir Richard Harvey, der mit seiner jungen Frau auf dem Lande, in der Nähe von London wohnte, einen unerwarteten Besuch. — Ein Herr Thomas Auklay ließ sich bei ihm anmelden und ging ihm, nachdem er in des Baronet's Arbeitszimmer beschieden worden war, mit ganz eigenthümlicher, behaglicher Sicherheit entgegen.

Der Fremde war ein großer, schlanker, kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem hagern, vom Wetter gebräunten, nicht unschönen Gesichte, von dem man nicht sagen konnte, was eigentlich auf demselben dominirte: ob Gutmüthigkeit, Verschmitztheit oder Energie. Keinenfalls war eine Spur von

Befangenheit auf demselben zu entdecken. — Der Mann trug einen sehr langen, zweireihigen, schwarzen Rock, der weit offen stand, so daß man eine helle Weste und eine schwere, goldene Uhrkette bewundern konnte; — schwarze, weite Beinkleider, schneeweiße Wäsche und gut gemachte Stiefel, mit auffallend hohen und spitzen Hacken. In der linken Hand hielt er einen weichen, breitrandrigen Filzhut; die rechte streckte er Harvey vertraulich entgegen, sobald er sich diesem genähert hatte.

„Sie kennen mich nicht, Sir Richard?" fragte Herr Thomas Auklay.

Stimme, Sprechweise und Accent vervollständigten den Typus des Californiers „aus der guten Zeit."

Harvey bedauerte höflich, in der That nicht das Vergnügen zu haben, Herrn Thomas Auklay zu kennen.

„Das macht Nichts," fuhr dieser fort. „Ich kenne Sie und das genügt zur Erledigung des kleinen Geschäfts, welches mich zu Ihnen führt."

Darauf setzte er sich ungezwungen nieder, kreuzte die langen Beine, ließ den Hut nachlässig auf den Fußboden fallen, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und zog langsam und bedächtig ein großes, ledernes Portefeuille aus der Seitentasche seines Rockes.

Harvey beobachtete ihn neugierig und amüsirt.

„Wenn ich Etwas will, so will ich es," fuhr Herr Thomas Auklay sentenziös fort. „Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das sind meine Gefühle! — Ich wollte Sie auffinden — und ich habe Sie gefunden. — Hier ist ein Brief für Sie von meinem alten Freunde Livois. —

Der Brief war nach Paris adressirt — und nun ist er hier richtig abgeliefert. — Keinen Dank! Es hat mir Vergnügen gemacht. — Aus einem ordentlichen Menschen läßt sich immer etwas Ordentliches machen — auch ein ordentlicher Briefträger. — Lesen Sie!"

Darauf, ohne sich vorzubeugen, streckte er seinen langen, rechten Arm aus, und überreichte Sir Richard einen Brief.

„Sir Richard Harvey, Baronet. Rue de l'Université. Paris." stand auf der Adresse. — Harvey erbrach das Couvert und las:

„Sacramento, July 186 . .

„Geehrter Herr!

„Ich bin noch nicht in der Lage, meine ganze Schuld bei Ihnen abtragen zu können, aber es ist mir eine große Befriedigung, Ihnen nun zu beweisen, daß es meine Absicht ist, dies zu thun. — Einer meiner Landsleute, Herr Livois, den ich hier kennen gelernt habe, hat sich erboten, Ihnen 2000 Dollars zu übermitteln. Belieben Sie, diesen Betrag von Herrn Thomas Auklay entgegen zu nehmen. Ich kenne diesen Herrn nicht persönlich, und er wird die Zahlung obiger Summe im Namen des Herrn Livois machen. — Ich hoffe, in nicht zu langer Frist, meine Rechnung mit Ihnen vollständig auszugleichen; aber selbst dann werde ich ihr Schuldner bleiben, denn Ihnen verdanke ich es, daß es mir möglich geworden ist, mir in Amerika eine neue Existenz zu gründen. — Der Zweck meines heutigen Briefes ist, Ihnen dies zu sagen. Ich darf mir noch nicht erlauben, Ihnen Aufklärung über die

Ereignisse zu geben, welche meiner Abreise von Paris unmittelbar vorangegangen sind. Ich werde dies erst thun, wenn es mir möglich geworden ist, mich in jeder Beziehung vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich hege das feste Vertrauen, daß mir dies gelingen wird. — Eine unglückliche Verkettung von Umständen, deren Opfer ich geworden bin, hat mich schuldig erscheinen lassen. — Ich hoffe, nicht vergeblich an Ihren Gerechtigkeitssinn zu appelliren, wenn ich Sie ersuche, mich nicht zu verurtheilen, bevor Sie mich gehört haben. Einstweilen bitte ich Sie nur, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung genehmigen zu wollen.

Olivier Tressan".

Der Californier, der sich gleichgültig im Zimmer umgesehen hatte, zog nun, als er bemerkte, daß Harvey mit dem Lesen des Briefes fertig war, ein zweites Stück Papier aus seiner mächtigen Brieftasche, und übereichte dies ebenfalls an Harvey.

„Hier," sagte er, „ist ein Cheque von Baring Brothers für vierhundert Pfund — Das sind nicht ganz genau zweitausend Dollars; aber Livois sagte mir, ich solle eine runde Summe machen: zehntausend Franken oder vierhundert Pfund — und hier ist nun die runde Summe . . . Der Ordnung halber, Sir Richard, möchte ich Sie um Etwas wie um eine Quittung bitten . . . Bemühen Sie sich nicht . . stehen Sie nicht auf! Hier, schreiben Sie auf meine Karte: ‚Empfangen 400 von T. A. für Rechnung von O. L.' — Das genügt unter ehrlichen Menschen. Genügt

mir; genügt auch Livois. Er weiß, mit wem er zu thun hat, wenn er mit mir zu thun hat."

Herr Thomas Auklay überreichte dem Baronet eine Visitenkarte und einen goldenen Bleistift, den er von seiner Uhrkette abgehakt hatte; und Harvey stellte lächelnd den Empfangsschein für die vierhundert Pfund darauf aus. Nachdem er dies gethan hatte, fragte er:

„Und wie geht es Herrn Tressan?"

„Wem?"

„Herrn Livois, wollte ich sagen."

„Es ging ihm sehr gut vor drei Monaten; und es geht ihm augenblicklich vermuthlich auch nicht schlecht. Das ist nämlich ein Mann, Sir Richard! Hat seine fünf Sinne und das Herz auf dem rechten Fleck, und besitzt eine Perle von Weib. — Nicht gerade mein Styl, wissen Sie! Zu klein, zu zierlich; — aber eine brave Frau, die ihrem Manne das Leben angenehm zu machen weiß. Das best gehaltene Haus und die beste Küche im Staate! — Nun und er? — Er trägt das kleine Ding auf Händen. — Sehen Sie, Sir Richard — ohne Jemanden beleidigen zu wollen — wir da draußen haben eigentlich keine große Meinung von den Franzosen. Sind im Allgemeinen Leute mit kleinen Herzen, die kleine Geschäfte machen und sparen, und die sich vor Allem fürchten. Damit bringt man es bei uns nicht weit. — Aber Livois ..."

Er schnalzte mit den Lippen und drückte das linke Auge mit einem Ausdruck großer Verschmitzheit zu:

„Livois . . . Alle Achtung! Keine Furcht und gerade

aus! — Der wird es noch weit bringen in der Welt. — Glauben Sie mir!"

Harvey sah den Californier verwundert an. Dieser bemerkte davon nichts, da er sich gebückt hatte, um seinen Hut aufzunehmen; dann erhob er sich langsam und sagte: „Meine Adresse ist ‚Langham Hôtel, London'. Ich kehre in vierzehn Tagen nach den ‚Staaten' zurück. Wenn Sie meinem Freund Livois etwas zu bestellen haben, so tragen Sie es mir auf. Sie können sich darauf verlassen, daß es gut ausgeführt werden soll."

Darauf schüttelte er Sir Richard herzhaft die Hand, und entfernte sich mit derselben behaglichen Ruhe, mit der er eingetreten war.

Ende.

